



care[®] _ affair #8



GELD





393363R

DIMY ARIVO

ARIARY
5000



5000 BFM
5000 BFM
5000 BFM
5000 BFM



**Geld:
ein Mittel, um alles zu
haben bis auf einen auf-
richtigen Freund, eine
uneigennützigte Geliebte
und eine gute Gesund-
heit.**

George Bernard Shaw



Hans-Dietrich Winkhaus
Präsident, CARE Deutschland-Luxemburg

Geld ist ...

... ein Mittel. So sagte es der irische Schriftsteller George Bernard Shaw. Wer mittellos ist, der ist arm. Wer Geld hat, der muss sich keine Sorgen machen, denn damit kann man schließlich alles kaufen. Oder?

Ich freue mich sehr, dass wir in dieser Ausgabe von CARE affair ein Thema beleuchten, über das man früher sagte: „Darüber redet man nicht.“ Entweder man hat es, dann geht es einem gut. Oder man hat es nicht, dann bereitet einem das leere Portemonnaie Tag für Tag große Sorgen. Aber warum sollten wir nicht genau darüber einmal reden? Ohne erhobenen Zeigefinger, ohne schlechtes Gewissen. Sondern mit der Überzeugung, dass Geld jede Menge Gutes bewirken kann, wenn man es denn richtig einsetzt. CARE ist für seine Arbeit im Kampf gegen Not und Armut nicht nur auf gute Ideen angewiesen, sondern benötigt auch die finanziellen Mittel, um seine Projekte umzusetzen.

In diesem Magazin gibt es rund ums Thema Geld viel zu entdecken. Wir lernen, wie das genau mit dem Spenden funktioniert und worauf man achten muss. Wir reisen in den Libanon, nach Kambodscha, Uganda und den Südsudan und lernen dort, wofür Geld ausgegeben wird – und wo es bitter fehlt. Wir erfahren Sprichwörter aus aller Welt, lesen von einem Mann, der gänzlich ohne Geld lebt und wundern uns darüber, was manche Dinge so kosten auf dieser Welt. Wir finden heraus, ob es funktionieren kann, mit 1,25 Euro pro Tag zu leben. Und wir erfahren, wie Entwicklungszusammenarbeit finanziert wird und welche Kosten unsere Energienutzung in Form von Kohle hat.

CARE Deutschland-Luxemburg hat im letzten Jahr Projekte im Wert von 30 Millionen Euro umgesetzt. Kosten, die gut angelegt sind und Menschen dabei helfen, sich selbst aus der Armut zu befreien. Aber Geld allein macht nicht glücklich, auch das wissen wir.

Und das wissen Kinder und Jugendliche erst recht: Wir freuen uns, in diesem Magazin die Gewinnerbeiträge des CARE-Fotostory-Wettbewerbs zu veröffentlichen. Zum zweiten Mal rief CARE dazu auf, sich Gedanken zu machen und diese zu Papier zu bringen. Dieses Mal konnten zusätzlich auch Fotos eingereicht werden. Das Thema für diese Aufgabe lag auf der Hand: „Was macht Dich reich?“ In ihren Altersgruppen haben Magdalena Hiermer (15) und Andrea Friedel (19) die Jury um Bestsellerautorin Kerstin Gier überzeugt und wir sind überaus stolz, die beiden Beiträge hier erstmalig zu veröffentlichen. Übrigens gibt es auch in diesem Jahr wieder einen Sonderband aller Finalisten des Wettbewerbs und weitere sehr lesenswerte Beiträge zum Thema, die Jugendliche aus Syrien und Somalia geschrieben haben. Der „Reichmacher“ kann einfach online bestellt werden, mehr Informationen dazu in diesem Magazin.

Geld ist ein Mittel, das stimmt sicher. Aber was ist der Zweck? Und heiligt er alle Mittel? Wir laden die Leser ein, sich mit dieser Ausgabe von CARE affair ein paar Stunden Zeit zu nehmen und über den Wert der Dinge, die uns umgeben, nachzudenken. Ich wünsche Ihnen eine bereichernde Lektüre!

Inhalt

06	Leitartikel Was kostet die Welt?	66	Mein Glück vom Scheitern oder warum 1,25 Euro am Tag nicht für Essen und Trinken reichen.
17	Vom Euro zum Reissack Wer spendet, tut Gutes. Aber wie kommt das Geld eigentlich bei den Menschen an, die es am dringendsten benötigen?	70	„Verzichten ist das falsche Wort“ Raphael Fellmer lebt seit vier Jahren ohne Geld. Warum er das tut und wie das funktioniert.
20	Der Wert des Wortes Manche Worte kann man in Gold aufwiegen. Ein besonders trauriges: Hungersnot	74	„Geld regiert die Welt?“ Eine kleine Geldreise um den Globus
24	Die Geschichte des Geldes Seit wann gibt es eigentlich Scheine und Münzen? Und was war davor?	76	Die Bank für Arme Geoffrey baut Tische. Hellen eröffnet ein Geschäft. Damit entrinnen sie den dunklen Schatten der Vergangenheit.
30	Die Frauen des Lichts Was vor über 20 Jahren in Westafrika begann, ist heute ein Star der Armutsbekämpfung: die Kleinspargruppe. Eine Reise nach Kambodscha	82	Keine Kohle für die Kohle? Dass der Klimawandel unsere Erde bedroht, weiß inzwischen jedes Kind. Aber wie kann man ihn abbremsen?
35	Schreibwettbewerb: „Reichmacher“ CARE proudly presents: Die Gewinnerinnen Andrea Friedel mit „Johan und ich und der alte Herr Zug“ und Magdalena Hiermer mit „Das Zauberlächeln“	84	Hartz IV auf sambisch Arm, aber sozial: Selbst in einigen Entwicklungsländern erhalten Menschen Unterstützung vom Staat.
49	Aus aller Welt Jugendliche aus dem Libanon und Kenia berichten, was ihr Leben reich macht.	86	Und wer schreibt eigentlich für CARE? Reich zumindest an Ideen: Das Autorenteam von CARE affair
58	0,7% – genug, und doch zu wenig? Vom Ministerium zum Migranten: Wer finanziert Armutsbekämpfung?	88	Impressum **** <i>In diesem Magazin bezieht sich die männliche Form immer auch auf weibliche Personen. Auf konsequente Doppelbezeichnung wurde an einigen Stellen aufgrund besserer Lesbarkeit verzichtet.</i>
61	Nur Bares ist Wahres Warum syrische Flüchtlinge im Libanon Bargeld erhalten und was sie sich damit leisten können.		



8.243.800 000 000

Über 8 Billionen Euro ist die Geldmenge, die 2013 im Euroraum ausschließlich virtuell existierte. Lediglich 956,2 Milliarden Euro waren als Banknoten verfügbar.

Was kostet die Welt?

von Sabine Wilke

In diesem Magazin gehts um die harte Währung, den schnöden Mammon, um das, was die Welt regiert: ums Geld.

Onkel Dagobert hat drin gebadet, die Panzerknacker haben es gestohlen. Manche haben es im Überfluss, andere zählen es sorgsam ab, damit es bis zum Monatsende reicht. Die reichsten fünf Prozent der Menschheit verfügen über 37 Prozent des weltweiten Einkommens. Die ärmsten fünf Prozent besitzen gerade einmal 0,2 Prozent.

Weltweit leben 1,2 Milliarden Menschen in absoluter Armut, das ergab die letzte Erhebung der Vereinten Nationen im Jahr 2010. Das heißt, dass diese Menschen weniger als 1,25 US-Dollar am Tag zum Überleben haben. Die meisten von ihnen leben in Afrika und in Südasien – allein ein Drittel in Indien. „Von der Hand in den Mund leben“, das ist für Milliarden Menschen rund um den Globus bittere Realität. Gleichzeitig mehrt sich der Reichtum in den Händen einer kleinen Gruppe: Das amerikanische Wirtschaftsmagazin Forbes zählte 2014 insgesamt 1.645 Milliardäre weltweit, die zusammen 6,4 Billionen US-Dollar besitzen. Würde man diese Summe in 100-Dollarnoten aufeinanderschichten, wäre der Stapel unglaubliche 6.400 Kilometer lang und würde von Berlin weit über die mongolische Hauptstadt Ulan Bator nach Osten reichen. Das Gewicht dieses Mega-Stapels betrüge rund 64.000 Tonnen, das sind 12.800 Elefanten.

Reich zu sein bedarf es viel ...

Ist das gerecht? Auch in Deutschland wird viel über die „Wohlstandsschere“ gesprochen, darüber, dass die Kluft zwischen arm und reich größer wird. 2013 veröffentlichte die Bundesregierung ihren vierten Armuts- und Reichtumsbericht. Demnach besitzen die wohlhabendsten zehn Prozent der Bevölkerung in Deutschland 53 Prozent des gesamten Vermögens. Demgegenüber stehen über die Hälfte der Bevölkerung, die zusammen – wie viel wohl? – sage und schreibe weniger als ein Prozent des Gesamtvermögens besitzt. In Deutschland und der gesamten Europäischen Union wird die Armutsgrenze natürlich nicht mit 1,25

US-Dollar bemessen. Als armutsgefährdet gilt hier, wer weniger als 60 Prozent des mittleren Einkommens im Land zur Verfügung hat. Besonders hart trifft Armut die Jüngsten: 2012 galten in Deutschland 18,9 Prozent aller Kinder – und damit fast jedes fünfte Kind – als armutsgefährdet.

Geld existiert in weltweit über 160 offiziellen Währungen, als Münzen, Scheine, aber vor allem virtuell: Die Summe an Geld, die im Euro-Währungsraum Ende 2013 als Banknoten im Umlauf war, beläuft sich auf 956,2 Milliarden Euro. Zusätzlich gibt es aber die sogenannte Geldmenge, also das, was als Einlagen, insbesondere Spareinlagen existiert. Die gesamte Geldmenge Ende 2013 betrug rund 9,2 Billionen Euro. Wer davon die 956 Milliarden Euro Banknoten abzieht, stellt fest: Über acht Billionen Euro (das sind zwölf Nullen!) gibt es also eigentlich gar nicht. Sie existieren nur auf dem Papier, in den Büchern der Banken. Wenn alle Menschen in Deutschland also zum gleichen Zeitpunkt ihr Geld abheben wollen, dann wäre nicht genug Bargeld da, um sie auszuzahlen. Merkwürdiger Gedanke, oder?

Tauschen, messen, speichern

Geld regiert also die Welt, so viel steht fest. Zumindest unsere Welt, in der Waren, Dienstleistungen, Wohnraum und damit beinahe alles, was zum Leben gehört, nur mit Geld zu erstehen ist. Auch unsere Arbeitsleistung orientiert sich an Produktion und Konsum. Das, was wir in unseren Berufen leisten, wird in Geld umgerechnet und als Lohn ausgezahlt. Davon kaufen wir uns, was wir zum Leben brauchen.

In der Ökonomie werden dem Geld drei Funktionen zugeschrieben: Es ist Tausch- und Zahlungsmittel, es bemisst als Maßeinheit den Wert von Dingen und es speichert – zum Beispiel auf dem Sparkonto – Werte, die zu einem späteren Zeitpunkt wieder eingelöst werden können. Tauschen, messen und bewahren. Aber ist das alles? Die Frage nach dem Wert des Geldes ist immer auch eine Frage nach der Art des Zusammenlebens, nach unseren Werten und Zielen als Gesellschaft. ■ *Fortsetzung auf S. 15*

Einfach, besser, alles!

VOLLE LOTTE

gültig sofort

Rattenscharfe Sachen

100,- Mrd.

Cool!

Der Klimawandel kostet jährlich geschätzt 100 Milliarden Euro.

Air Conditioner



301 Euro zahlt jeder Deutsche jährlich für Tabakwaren. Bei circa 20 Millionen Rauchern. In Deutschland macht das etwa 1.215 Euro pro Raucher.

301,-

Geiler Dampf

Knaller!

397,-

Die geplanten Ausgaben für das Ressort Verteidigung betragen im aktuellen Bundeshaushalt 397 Euro pro Bundesbürger.

7.000,-

Schnapp

Die Kosten für einen Schlepper, der eine Familie von Nordafrika nach Europa bringt, betragen bis zu 7.000 Euro.



Der geschätzte Marktwert von Starfußballer Lionel Messi beträgt 120 Millionen Euro.

120,- Mio.

Treffer



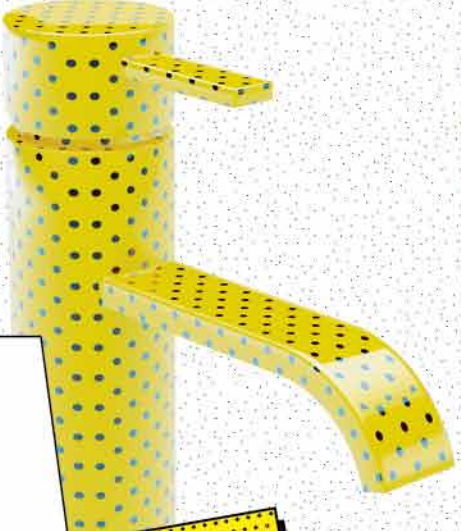
500.000,-

Sommeraktion
Der Betrieb des Zaatari Flüchtlingscamps in Jordanien kostet täglich 500.000 Euro.



5.555,-

Best buy
Für eine Rede im Tiroler Bergdorf Ischgl ließ sich Bill Clinton eine halbe Million Euro zahlen, 5,555 pro Minute.



Knapp 0,2 Eurocent kostet in Deutschland 1 Liter Trinkwasser aus der Leitung. Zum Vergleich: In Südafrika sind es nur etwa 0,06 Cent.

0,2

fresssh



288,- Mrd.

lass mal quatschen
In Europa wurden 2014 etwa 288 Milliarden Euro für Telekommunikationsdienstleistungen ausgegeben. Afrika und der Nahe Osten kommen gemeinsam auf circa 101 Milliarden Euro.

Einfach, besser, alles!

FOOD & BEVERAGE

Die durchschnittlichen Monatsausgaben für Essen pro Person sind in Tokio (Japan) mit 717 Euro weltweit am höchsten.

717,-



387,-

schön marmoriert

387 Euro pro Monat zahlt man durchschnittlich in München für Essen.



Auch in Venezuelas Hauptstadt Caracas ist Essen nicht gerade billig. Kosten hier: 533 Euro/Monat

533,46

Hola!



144,-

In Mumbai (Indien) zahlt eine Person durchschnittlich 144 Euro im Monat für Essen.

98 Cent bezahlt man in Österreich für einen Liter Vollmilch. In Brasilien ist der Liter mit einem Preis von 96 Cent kaum billiger.

0,98

frisch gezapft



3,86

mppppff

3,86 Euro kostet der Big Mac durchschnittlich in Deutschland. In Venezuela sind es mehr als 5,50 Euro, in Indien etwa 1,19 Euro.



Der Almas Kaviar ist der teuerste Kaviar der Welt. Für ein Kilogramm muss man 32.000 Euro bezahlen.

32.000,-



0,73

0,73 Eurocent kostet 1Liter Mineralwasser in Nairobi (Kenia). Im Vergleich: In Deutschland kostet es 0,19 Cent.



10,-

zisssschhh

10 Euro kostet eine Mass Bier auf dem Münchener Oktoberfest. Zum Vergleich: Auf dem japanischen Ableger des Oktoberfests kostet die Mass 25 Euro.



JO MALONE
LONDON



LIME BASIL
& MANDARIN
BODY & HAND WASH

30,-

Ein Österreicher gibt im Monat rund 30 Euro für Körperpflegeprodukte für sich selbst aus.



8,-

Knapp 8 Euro beträgt der durchschnittliche Kinobesuchpreis in Deutschland.

309 Euro kostet eine Spielkonsole durchschnittlich.

309,-



813.000,-

hört aufs Wort

Hong Dong heißt der teuerste Hund der Welt. Ein Chinese kaufte die Tibetdogge für 813.000 Euro.

188,9 Mio.

Auf der Suche nach Liebe zahlten die Deutschen im Jahr 2013 188,9 Millionen Euro an Online-Dating-Börsen.



Mit 170.000 Euro ist „Clive Christian No 1“ das teuerste Parfum der Welt.

170.000,-

Dufte



80,6 Mrd.

Geschenkt

80,6 Milliarden Euro betrug der Umsatz des deutschen Einzelhandels im Weihnachtsgeschäft 2013.



3,18 Mio.

3,18 Millionen Euro kosten 30 Sekunden Werbezeit bei einer Super-Bowl-Übertragung.



120,-

120 Euro verdient ein Grundschullehrer in Mosambik im Monat. In Deutschland verdient ein Lehrer durchschnittlich 3.000 Euro monatlich.



24,-

24 Euro kosten Werkzeuge und Materialien für eine Notunterkunft nach einer Naturkatastrophe.

Tipp



CHROMINI
MOSER

26,20 Euro kostet der durchschnittliche Friseurbesuch in Deutschland.

26,20

schont die Haarspitzen



1.935,-

1.935 Euro kostet es in Deutschland, den Führerschein zu machen.

fahrbereit



49.000,-

49.000 Euro kostet eine Übernachtung in der teuersten Suite des „President Wilson Hotel“ in Genf.

24.143,-

24.143 Euro werden in den USA durchschnittlich für eine Hochzeit ausgegeben.
Im Vergleich: In Indien sind es oft 70.000 Euro und mehr.



70.000,-

112,33 Euro kostet ein Stipendium für einen einjährigen Schulbesuch in Tansania.

112,33

Trägt!



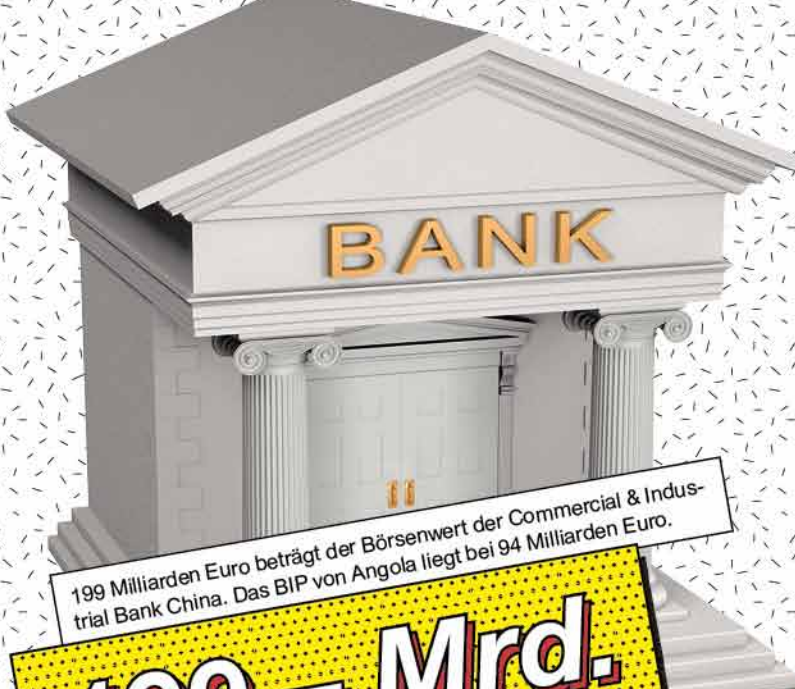
5.225,-

tolle Schnittkante
5.225 Euro kostet ein Facelift in den USA.



11,71 Mrd.

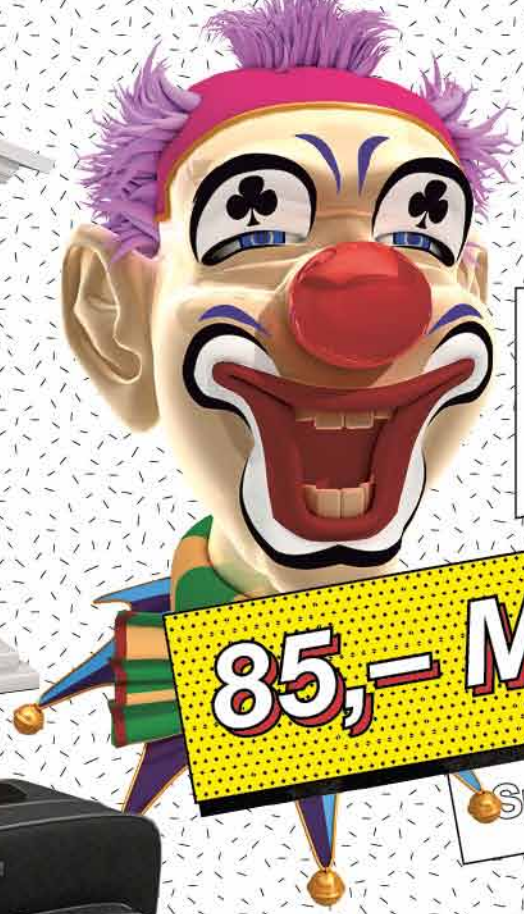
Die Fußballweltmeisterschaft 2014 kostet den Gastgeber Brasilien 11,71 Milliarden Euro. Der FIFA Weltverband beteiligt sich mit 1,56 Milliarden Euro an den reinen Durchführungskosten.



199 Milliarden Euro beträgt der Börsenwert der Commercial & Industrial Bank China. Das BIP von Angola liegt bei 94 Milliarden Euro.

199,- Mrd.

Safe



Für 85 Millionen Euro wurden 2014 allein in Köln Karnevals-kostüme gekauft.

85,- Mio.

Späßgen



325,-

Auf monatlich 325 Euro belaufen sich die durchschnittlichen Ausgaben einer syrischen Flüchtlingsfamilie in Jordanien.



3,25

piiiiiit

1 Tonne Kohlenstoffdioxid in die Luft zu befördern, verursacht Folgekosten von 3,25 Euro.



1,6 Mio.

1,6 Millionen Euro kostet der Bau des Berliner Flughafens pro Tag (knapp 5 Milliarden seit 2006).

Quellenangabe: BBC, Bundeszentrale für politische Bildung, Brandensins, CARE, CNN, Deutsche Welle, Die Welt, Die ZEIT, Durchschnittlich.de, Filmförderungsanstalt, Handelsblat, Luxuslebensmittel.info, Oktoberfest.de, Rauchfrei-in-Bo.de, Statista, Statistik Austria, Tagespiegel, Trausfermarkt.de, Trinkwasser-wissen.net

Kann allen Dingen, die im Leben wichtig sind, ein materieller Wert zugeschrieben werden, oder anders gesagt: Lässt sich mit Geld alles kaufen? Die Antwort darauf fällt hoffentlich für die meisten Menschen überall auf der Welt negativ aus. Denn wer ein Preisschild an Werte wie Liebe, Vertrauen oder Freundschaft heftet, der nimmt ihnen damit ihren Wert, ihre Kostbarkeit. Aber gleichzeitig ist eine gewisse materielle Sicherheit auch ein großer Luxus, der davor schützt, seine Werte aufgeben zu müssen. Eltern, die Angst haben, dass ihre Kinder abends hungrig ins Bett gehen, werden von purer Verzweiflung angetrieben. Sie schufteten in Textilfabriken zu Hungerlöhnen und unter Lebensgefahr. Sie verlassen ihre Heimat und ihre Liebsten, durchqueren unbarmherzige Wüsten und fahren auf klapprigen Kähnen über das Mittelmeer, um in Europa Geld verdienen zu können und damit ihre Familie zu versorgen. Sie lassen sich ausbeuten, ihre Körper, ihren Geist, um wenigstens ein klein bisschen Sicherheit in Form von Scheinen und Münzen zu erhalten. Es stimmt: Von Luft und Liebe allein kann niemand leben.

Geld stinkt nicht. Oder?

Schließlich bedeutet Geld auch ganz einfach Macht. Wer es hat, der kann besitzen, Einfluss nehmen und die Regeln bestimmen. Viele der heute auf der Welt stattfindenden Konflikte haben eine ihrer Ursachen in dem Kampf um Ressourcen und damit auch um Geld. Im Südsudan wird der Zugang zu den wertvollen Ölquellen hart umkämpft, die Bevölkerung leidet derweil Hunger. Im Osten des Kongo schlummern Diamanten und andere wertvolle Rohstoffe in der Erde, die eine seit Jahren andauernde Kriegsökonomie befeuern. In einigen Ländern des Balkans führt mangelnde staatliche Kontrolle nach den Wirren der Bürgerkriege dazu, dass Korruption grassiert und die Eliten in Reichtum leben. Doch einem Großteil der Bevölkerung bleibt die Chance auf Wohlstand durch eigene Arbeit verwehrt.

Verdirbt Geld also den Charakter? Als die Weltwirtschaftskrise 2008 zur Insolvenz großer Bankhäuser führte, wuchs die Kritik an Bankern, Aktienhändlern und anderen Akteuren im globalen Wirtschaftssystem. Sie wurden ‚Heuschrecken‘ genannt, ihr ausschweifender Lebensstil und ihre Boni fanden sich auf den Titelseiten der Zeitungen wieder. Es wirkte grotesk, welche Summen in dieser scheinbaren Parallelwelt gehandelt wurden, während gleichzeitig Millionen von Menschen vor dem privaten Bankrott standen. Doch zugleich werden einige der größten Entwicklungsvorhaben inzwischen von reichen Einzelpersonen finanziert: Die Bill & Melinda Gates Stiftung fördert Forschung zu Impfstoffen gegen HIV/Aids und viele andere Gesundheits-

vorhaben. Der indische Software-Milliardär Azim Premji hat über zwei Milliarden US-Dollar zur Verbesserung des indischen Bildungssystems gestiftet. Unzählige Prominente, Schauspieler, Sänger, Künstler spenden nicht nur ihre Zeit, sondern auch große Geldsummen für Zwecke, die ihnen am Herzen liegen.

Geschichten rund ums Geld – in diesem Magazin

Ob Geld ein Segen oder ein Fluch ist, das kommt also darauf an, wie wir Menschen damit umgehen. Geschichten von und über Geld aus den unterschiedlichen Ecken der Welt haben wir für diese Ausgabe von CARE affair gesammelt:

„Kommt mein Geld denn eigentlich an?“ Kaum eine Frage wird häufiger gestellt als diese, wenn Organisationen um Spenden bitten. Wenn es ums eigene Portemonnaie geht, sind wir alle mit Fug und Recht vorsichtig – und verlangen absolute Transparenz. Denn auch ein gespendeter Euro will nicht rausgeschmissen sein. Ab Seite 17 erklärt Ninja Taprogge, wie das eigentlich funktioniert mit dem Spenden.

„Bitte gib mir nur ein Wort“, sang die Band „Wir sind Helden“ vor einigen Jahren. Manchmal kann ein einziges kleines Wort darüber entscheiden, ob Geld fließt oder nicht. Sandra Bulling berichtet ab Seite 20 aus dem Südsudan. Dort erheben Wissenschaftler Daten, um festzustellen, ob das Land schon unter einer Hungersnot, oder „erst“ einer Hungerskrise leidet. Die Spenden bleiben aus, solange die Situation nicht dramatisch genug ist – und das „F-Wort“, famine, was im Englischen „Hungersnot“ bedeutet, noch nicht gefallen ist.

Der Journalist Philipp Hedemann war schon viel in der Welt unterwegs. Über drei Jahre hat er in Äthiopien gelebt, einem der ärmsten Länder der Welt, wo sich viel ums Geld dreht. Für CARE affair reist er aber nicht um den Globus, sondern in die Vergangenheit: Was war vor dem Euro? Die Mark, klar. Und davor? Und dann davor? Wie die Währung des Geldes erfunden wurde und mit welchen kostbaren Gütern früher gehandelt und bezahlt wurde, erzählt er ab Seite 24.

„Femmes Lumière“... die Frauen des Lichts. So haben die französischen Journalisten Cyril Le Tourneur d’Ison und Vincent Bonnemazou die Frauen genannt, denen sie auf ihrer Reise nach Madagaskar, Bangladesch, Haiti, Kambodscha und der Elfenbeinküste begegnet sind. Sie wollten einer Idee auf den Grund gehen, die seit inzwischen über 20 Jahren ein Erfolgsmodell ist: Kleinspargruppen. Erfunden hat das Modell des gemeinsamen Sparens und Investierens vor über 20 Jahren eine junge CARE-Mitarbeiterin im westafrikanischen Niger. Heute gibt es weltweit über 136.000 dieser Gruppen, viele werden von Hilfsor-

ganisationen wie CARE unterstützt und trainiert. Welche ihrer Träume sich Sroab aus Kambodscha mit ihrem Ersparnen erfüllen konnte, lest Ihr ab Seite 30.

Was macht Dich reich? Das haben wir Kinder und Jugendliche von elf bis 20 Jahren gefragt und dazu aufgerufen, Geschichten und Fotos einzureichen. Die Resonanz auf den mittlerweile zweiten CARE-Schreibwettbewerb war toll, uns erreichten viele kreative Einsendungen. Der Jury um Schriftstellerin Kerstin Gier fiel die Auswahl nicht leicht. Aber um es in Anlehnung an James Bond zu sagen: Deutschland ist nicht genug. Was ist Kindern in anderen Ländern wichtig? Und welche Reichtümer wünschen sie sich? CARE hat dort nachgefragt, wo Hoffnung auf Frieden der größte Luxus ist: im Flüchtlingslager Dadaab in Kenia, wo rund 380.000 Menschen größtenteils aus Somalia seit mittlerweile mehr als 20 Jahren leben. Und in Jordanien, wo syrische Flüchtlinge Schutz suchen vor dem Krieg in ihrem Land. Wir haben lange überlegt, wie die Frage gestellt werden kann. Aber die jugendlichen Flüchtlinge wussten schon genau, was sie beitragen wollten und wie. Zwei dieser Texte findet Ihr ab Seite 49, dazu natürlich auch die Gewinnerbeiträge des deutschen Fotostory-Wettbewerbs. Im Sonderheft „Reichmacher“ gibt es zudem genügend Lesematerial für verregnete Nachmittage: Dort publizieren wir alle dreizehn Einsendungen, die es ins Finale geschafft haben und weitere Beiträge von syrischen, somalischen und südsudanesischen Jugendlichen. Ihr könnt das Heft einfach online unter www.care.de/schreibwettbewerb oder mit einer E-Mail an schreibwettbewerb@care.de bestellen.

0,7 Prozent – das ist ja weniger als ein Hundertstel. Genau, aber um diesen scheinbar minimalen Betrag gibt es seit Jahren große Diskussionen. Denn die entwickelten, reichen Staaten haben sich verpflichtet, den ärmeren zu helfen – und zwar mit einem jährlichen Betrag, der 0,7 Prozent ihres Bruttoinlandsproduktes entspricht. Daran hielten sich im Jahr 2013 nur Luxemburg, Dänemark, Schweden, Norwegen und Großbritannien. Deutschland liegt aktuell bei 0,38 Prozent. Um wie viel Geld es geht und wofür es ausgegeben werden sollte, das berichtet Thomas Knoll ab Seite 58.

Es sind ungewohnte Bilder der Hilfe, die uns aus den Nachbarländern Syriens erreichen, wo inzwischen über drei Millionen syrische Flüchtlinge leben. In ihrem Land herrscht Krieg, inzwischen im vierten Jahr. Wie kann man Menschen helfen, die alles verloren haben? Mit Kreditkarten. Ernsthaft? Ja. Denn wer im städtischen Raum unterkommt, dem fehlt es nicht an Märkten und Geschäften, um das Lebensnotwendigste zu kaufen. Es fehlt schlicht an Geld, um sich all diese Dinge leisten zu kön-

nen: die Miete, die Nahrungsmittel, die Schulbücher. Johanna Mitscherlich erzählt ab Seite 61 davon, welchen Wert Geld für syrische Flüchtlinge im Libanon darstellt. Kann man von 1,25 Euro am Tag leben? René Schirmer arbeitet im Finanzsektor, wo die Summen natürlich viel größer sind. Aber René engagiert sich auch bei CARE, als Mitglied des Spenderbeirats, der die Organisation in Sachen Spenderkommunikation ehrenamtlich berät. Er liest viel über Armut und wollte ein Experiment wagen: Wie lange würde er durchhalten, wenn er nur so viel zum Leben hätte wie die Ärmsten der Armen? Von seinem Selbstversuch berichtet er ab Seite 66.

Kein Geld zu haben, das ist furchtbar. Oder? Raphael Fellmer hat sich bewusst dafür entschieden, ohne Euros und Cents, ohne Überweisungen, EC-Karten und Daueraufträge zu leben. Mit seiner Frau und seinen Kindern wohnt er in Berlin. Im Interview mit Merlin Kegel auf Seite 70 erzählt er, warum er auf Geld verzichtet und wie das genau im Alltag funktioniert.

Wann wird der Tölpel zum Herren? Wir haben Sprichwörter rund ums Geld aus der ganzen Welt gesammelt. Da ist einiges dabei, was ziemlich lustig ist. Anderes stimmt nachdenklich. Ab S. 74 gibt es Inspiration für die nächste Diskussion um Taschengelderhöhung oder die Gehaltsverhandlungen mit der Chefin.

Auch in Uganda wird fleißig gespart. Im Norden des Landes, das jahrelang unter einem blutigen Bürgerkrieg litt, traf die Journalistin Kirsten Milhahn geschäftstüchtige Frauen und Männer, die mit ihrem Ersparnen eine Kochnische an der Straßenecke, eine Kuh oder ein Stückchen Land erwerben konnten. Und damit die dunklen Schatten der Vergangenheit Schritt für Schritt hinter sich lassen. Ab Seite 76 erzählt sie davon.

Es hat lange genug gedauert, aber inzwischen ist die Gefahr endlich in aller Munde – und nicht selten auf den Titelseiten der Zeitungen: Der Klimawandel bedroht unseren Planeten und zerstört die Lebensgrundlagen von Millionen von Menschen, besonders der Ärmsten. Das Klima erwärmt sich, weil wir zu viel CO² ausstoßen. Und einer der Hauptverursacher dafür ist Kohle als Energieträger. Warum es also keine Kohle für die Kohle geben sollte und wie wir alle dazu beitragen können, das Klima zu schützen, das erzählt Sven Harmeling ab Seite 82.

Woher kommt das Geld zum Leben, wenn man keine Arbeit hat? In vielen Ländern muss die Familie helfen, denn es gibt keinen Sozialstaat. Aber in Sambia hat CARE kürzlich ein Projekt begonnen, in dem auch Sozialhilfe gezahlt wird. Wie genau das sambische Hartz IV funktioniert, davon berichtet Ninja Taprogge ab Seite 84.

Vom Euro zum Reissack

Wer spendet, tut Gutes. Aber wie kommt das Geld eigentlich bei den Menschen an, die es am dringendsten benötigen?

von Ninja Taprogge

4,7 Milliarden Euro. Um so viel Geld zu bekommen, müsste man 4.700 Mal bei „Wer wird Millionär“ gewinnen. Eine ganz schön große Summe. So viel spendeten die Deutschen im Jahr 2013, das fand die Gesellschaft für Konsumforschung (GfK) im Auftrag des Deutschen Spendenrates heraus. 4,7 Milliarden Euro – das ist ein deutscher Spendenrekord. Und ein guter Anfang für eine Nation, die im internationalen Vergleich eher einen Platz im Mittelfeld der Wohltätigkeit einnimmt. 34 Prozent, also ein Drittel der Bundesbürger, spendeten laut GfK im vergangenen Jahr Geld an Hilfsprojekte. Der „World Giving Index“ befragte Menschen in 135 Ländern zu ihrem Spendenverhalten in den letzten fünf Jahren. In Großbritannien gaben über drei Viertel der Bevölkerung, gut 76 Prozent, an, einer gemeinnützigen Organisation Geld gespendet zu haben. In dem Entwicklungsland Myanmar waren es sogar 85 Prozent. Auch die Niederlande (69 Prozent), die USA (62 Prozent) und Australien (67 Prozent) liegen weiter vorne als Deutschland.

Wenn es ums Spenden geht, zögern viele Menschen, bevor sie ihre Portemonnaies öffnen. Das ist auch ihr gutes

MANCHMAL ZÄHLT JEDER EURO, WENN ES UMS ÜBERLEBEN GEHT. FÜR FLÜCHTLINGE, BETROFFENE VON NATURKATASTROPHEN ODER HUNGERKRISEN SIND SPENDEN EINE INVESTITION IN DIE ZUKUNFT. HIER EIN PAAR BEISPIELE:

4,70

1 IMPRÄGNIERTES MOSKITO-
NETZ FÜR FLÜCHTLINGE,
TÜRKEI

5,50

3 MONATE SAUBERES WASSER
FÜR EINE SECHSKÖPFIGE
FLÜCHTLINGSFAMILIE, TÜRKEI

7,86

1 HYGIENEPAKET FÜR
MÄDCHEN, INDIEN

Recht, schließlich will niemand Geld zum Fenster hinauswerfen. Viele Hilfsorganisationen werben damit, dass schon kleine Beträge Großes bewirken können. Ein Euro, das sind in Deutschland drei Brötchen zum Frühstück oder ein kleiner Schokoladenriegel vom Kiosk. Ein Euro, das sind auf den Philippinen rund zwei Kilo Reis, der für eine Familie das Überleben bedeuten kann. Wer spendet, möchte helfen. Und natürlich dabei sicher sein, dass möglichst ein Großteil des Geldes bei den Menschen ankommt, die Hilfe benötigen.

Dabei spielt Transparenz eine wichtige Rolle. Mit einer Vielzahl von kleinen und großen Initiativen, von nationalen und internationalen Organisationen gleicht der deutsche Spendenmarkt einem großen, nahezu unüberschaubaren Dschungel. Die häufigsten Fragen lauten deshalb: Wie viel kommt eigentlich von einem gespendeten Euro an? Wem kann ich mein Geld anvertrauen?

Nachhaltige Hilfe kostet Geld

Seriöse Hilfsorganisationen legen ihre Einnahmen und Ausgaben ganz offiziell in ihren Jahresberichten offen.

Zusätzlich lassen viele ihre Finanzen regelmäßig von unabhängigen und anerkannten Institutionen wie beispielsweise dem Deutschen Spendenrat prüfen. Auch CARE verpflichtet sich zu einem sorgsamem und transparenten Umgang mit Spenden und erhielt dafür 2012 zum dritten Mal in Folge den Transparenzpreis von PricewaterhouseCoopers. „Transparenz ist uns sehr wichtig. Unsere Einnahmen und Ausgaben sind jederzeit online abrufbar. 2013 flossen 85,9 Prozent der Spenden direkt in Hilfsprojekte in mehr als 37 Ländern weltweit. Damit haben wir weniger als ein Siebtel der Gesamtkosten für Werbung, Verwaltungskosten und Kampagnen- und Informationsarbeit ausgegeben“, bestätigt CARE-Vorstandsmitglied Stefan Ewers.

Verwaltung muss sein, klar. Trotzdem wünschen sich viele Spender, dass jeder Cent ihrer Spende direkt vor Ort ankommt. Doch: „Keine seriöse Hilfsorganisation kann Spenden eins zu eins in Hilfe für Betroffene von Naturkatastrophen oder Kriegen umsetzen. Nachhaltige Hilfe bedeutet immer auch finanzielle Absicherung und Verwaltung, und die kosten Geld. Dafür wird ein geringer Teil der Spenden benötigt“, erklärt Ewers. Zudem investieren Hilfsorganisationen Arbeitszeit und Geld, um Spender über die erreichte Hilfe zu informieren und neue Unterstützer zu gewinnen. Aber auch das ist wichtig. Denn nur, wer die Organisation kennt, baut Vertrauen auf und trifft am Ende überhaupt die Entscheidung, zu spenden.

Der Weg der Spende

Im Jahr 2013 betrug eine Spende in Deutschland im Durchschnitt rund 33

36,13

5 DECKEN FÜR FLÜCHTLINGE, TÜRKEI

54,20

6 MATRATZEN FÜR FLÜCHTLINGE, TÜRKEI

112,33

SCHULBESUCH FÜR EIN JAHR, TANSANIA

8,65

33 STIFTE FÜR SCHULKINDER, MALAWI

29,46

20 KG SAATGUT FÜR EINE FAMILIE, SÜDSUDAN

Euro. Viele Spender entschieden sich für zweckgebundene Spenden. Das heißt, dass sie ihr Geld ganz konkret für eine Weltregion oder sogar einen bestimmten Sektor der Hilfe, wie Bildung oder Wasserversorgung spendeten und dies auch auf ihrer Überweisung so kennzeichneten. Das ist gut gemeint und ermöglicht es dem Spender, sein Geld dort zu investieren, wo er es persönlich für besonders hilfreich hält. Allerdings wird für zweckgebundene Spenden immer auch eine getrennte Buchhaltung benötigt. Dadurch fallen zusätzliche Verwaltungskosten an und es bedarf weiterer Planung, um die Gelder auch in sich ändernden Situationen vor Ort genau auf die Art einzusetzen, wie sie dem Zweck nach gespendet wurden.

Besonders für Katastropheneinsätze sind ungebundene Mittel wichtig. Das sind Spenden, die Hilfsorganisationen je nach Bedarf dort einsetzen können, wo sie am dringendsten benötigt werden. Denn wenn eine Katastrophe plötzlich auftritt, dann zählt jede Stunde. Im November 2013 fegte Wirbelsturm Haiyan über die Philippinen und richtete verheerende Zerstörung an. Über vier Millionen Menschen verloren damals ihr Zuhause, sie standen plötzlich vor dem Nichts. Schon nach wenigen Stunden waren die ersten Bilder im Fernsehen zu sehen und auch Spendenaufrufe starteten unmittelbar danach. Doch bis das erste Geld auf den Konten der Hilfsorganisationen ankommt, vergehen mehrere Tage oder manchmal sogar Wochen. Es heißt also warten, bis eine größere Spendensumme eingegangen ist. In dieser Zeit müssten die betroffenen Menschen ohne Nahrung auskommen oder nachts ohne Dach über dem Kopf schlafen – wären da nicht die unge-

bundenen Spenden. „Deshalb leistet CARE die ersten, unmittelbaren Nothilfemaßnahmen aus ungebundenen Mitteln, die wir für diese Situationen zurückgelegt haben“, berichtet Stefan Ewers. „Über dieses Geld können wir in Krisenzeiten frei verfügen. Auf den Philippinen haben wir aus diesen Spenden letztes Jahr schon nach wenigen Tagen erste Lebensmittelverteilungen finanziert.“

Wenn dann die ersten Spenden für die Katastrophe eintreffen, können Hilfsorganisationen ihre Arbeit vor Ort ausbauen und planen, wie viele Menschen sie erreichen möchten. Private Spenden sind auch eine wichtige Voraussetzung dafür, dass Hilfsorganisationen Gelder von staatlicher Seite erhalten. Das Auswärtige Amt etwa stellt bei einer Katastrophe immer sehr schnell Mittel zur Verfügung. Wer sich darauf bewirbt, muss in der Regel einen sogenannten Eigenanteil von zehn Prozent beisteuern. „Wenn CARE also zum Beispiel 200.000 Euro von der Bundesregierung für die Verteilung von Nahrungsmitteln und Decken erhalten möchte, benötigen wir 20.000 Euro aus eigenen Mitteln, um das Projekt umzusetzen“, erklärt CARE-Nothilfe-Koordinator Wolfgang Tyderle.

Vertrauen ist die beste Währung

Mit gleichzeitig immer häufiger auftretenden und komplexer werdenden Krisen auf der Welt ergeben sich neue Herausforderungen für Hilfsorganisationen. Einige Weltregionen wie der Südsudan schaffen es nicht in die Tagesschau, doch die menschliche Not ist trotzdem groß. Hier müssen Hilfsorganisationen dann auch fernab der öffentlichen Aufmerksamkeit

18,85

MONATLICHES HYGIENEPAKET
FÜR FLÜCHTLINGE, LIBANON

196,83

TIERFUTTER FÜR EINE
BAUERNFAMILIE, BALKAN

21,99

DESINFEKTIONSPAKET FÜR BE-
TROFFENE VON FLUTEN, BALKAN

0,04

WASSERREINIGUNGSPULVER
FÜR EINE FÜNFKÖPFIGE FAMILIE
PRO TAG, HAITI

14,85

FUSSBALL FÜR FLÜCHTLINGE,
JORDANIEN

helfen, obwohl es kaum Spenden gibt. Schleichende Krisen, wie etwa Ernteaussfälle und drohende Hungersnöte, benötigen Gelder, die schon vor der Eskalation der Situation in Vorbeugung investiert werden können. Und komplexe Krisen, wie etwa die andauernde Gewalt in Syrien, bedeuten, dass die Hilfe meist über Jahre notwendig ist und angepasst werden muss: von der unmittelbaren Verteilung von Hilfsgütern über Bargeld bis hin zu Bildungsprogrammen für Vertriebene. Auch die Sicherheitslage für humanitäre Helfer, die überall auf der Welt dafür kämpfen, Leben zu verändern, Flüchtlingen wieder auf die Beine zu verhelfen und Kindern ein Lächeln zu schenken, wird immer schwieriger. Das bedarf ausführlicher Analysen und Vorkehrungen und auch diese kosten natürlich Geld.

Wer also ungebunden und regelmäßig spendet, leistet Unterstützung, die besonders wirksam ist. Diese Gelder sind flexibel und über einen längeren Zeitraum hinweg einsetzbar. Sie helfen dort, wo es nach Einschätzung der Hilfsorganisation am sinnvollsten ist. Denn sie sind schließlich Experten auf ihrem Gebiet. Eigentlich ist es doch ganz einfach: Jeder möchte, dass seine Spende das Beste bewirkt: Menschenleben schützen und Armut bekämpfen. Spender wollen einen Beitrag dazu leisten, die Welt ein Stückchen besser zu machen. Und letztendlich unterscheidet sich die Entscheidung zu einer Spende doch gar nicht so sehr von dem Kauf eines Rucksacks oder einem Kleidungsstück: Man informiert sich, dann werden verschiedene Angebote abgewogen und am Ende entscheidet das Vertrauen in die Qualität und das Preis-Leistungs-Verhältnis.

Der Wert des Wortes

Manche Worte kann man in Gold aufwiegen.

Ein besonders trauriges: Hungersnot

von Sandra Bulling

Reden ist Silber, Schweigen ist Gold, so sagt man. Aber manchmal muss man reden, damit daraus Gold wird – in Form von Geld. Und manchmal kann ein kleines Wort dabei einen großen Unterschied machen. Manchmal, wenn es um Menschenleben geht, heißt dieses Wort „Hungersnot“.

Wird eine Hungersnot von offizieller Stelle erklärt, wie etwa im Sommer 2011 im ostafrikanischen Land Somalia, fließen die Spenden. Dann sehen wir im Fernsehen die traurigen Bilder von weinenden, unterernährten Kindern mit dünnen Ärmchen und aufgeblähtem Bauch. Dann geben Regierungen Millionen Euro für Zusatznahrung, medizinische Hilfe oder Trinkwasser aus und Politiker versprechen medienwirksam in den betroffenen Regionen sofortige Hilfe. Bis es jedoch zu diesem Szenario kommt, sind bereits Hunderte Frauen und Kinder verhungert. Denn eine Hungersnot wird immer erst erklärt, wenn die Sterberate ein kritisches Niveau erreicht hat. Für viele Menschen kommt dann jede Hilfe zu spät. Dabei ließe sich eine Hungersnot meistens mit ausreichenden finanziellen Mitteln verhindern. Davon könnte nährstoffreiche Ergänzungsnahrung für Kleinkinder verteilt werden und Grundnahrungsmittel für Familien. Hilfsorganisationen könnten Getreidespeicher anlegen und verbessertes Saatgut ausgeben. Doch vor der offiziellen Erklärung einer Hungersnot gibt es kaum Spenden.

Eine angekündigte Katastrophe

Ein Blick hinter die Kulissen im Südsudan zeigt, wie schwierig es ist, Aufmerksamkeit für eine sich anbahnende Hungersnot zu generieren. Der Südsudan im Osten Afrikas ist das jüngste Land der Welt. Nach jahrzehntelangen Konflikten erklärte sich der Süden des Sudan 2011 nach einem Referendum für unabhängig. Aber gut zwei Jahre später flammten Kämpfe auf. Bewaffnete Gruppen auf Regierungs- und Oppositionsseite zogen durchs Land und töteten die Bevölkerung. Mehr als 1,5 Millionen Menschen sind seitdem auf der Flucht, im eigenen Land oder in den Nachbarstaaten. Sie ließen ihre Häuser und Besitztümer zurück, suchten Zuflucht in sicheren Gebieten – und konnten ihre Felder nicht bewirtschaften. Seitdem warnen die Vereinten Nationen, CARE und andere Hilfsorganisationen vor einer Hungersnot, denn man konnte schon im Frühjahr 2014 absehen, dass die Ernte nicht alle Menschen ernähren könnte. Es ist eine Katastrophe mit Ansage.

Im Juni 2014 trafen sich Ernährungsexperten des IPC Forums in der südsudanesischen Hauptstadt Juba. Das Forum mit dem komplexen Namen „Integrated Food Security Phase Classification“ analysiert Ernährungssituationen in Entwicklungsländern

und bewertet die Lage in fünf Kategorien. Phase 5 ist tiefrot und signalisiert: Hungersnot. Dann muss davon ausgegangen werden, dass mindestens 30 Prozent der Kinder in einer Region akut mangelernährt und vom unmittelbaren Hungertod bedroht sind und täglich zwei von 10.000 Menschen sterben. In der Hauptstadt des Südsudan, Juba, prüften die Forscher im Juni also Daten aus den verschiedenen Landesteilen um abzuschätzen, ob im Südsudan eine Hungersnot erklärt werden soll. Die IPC-Experten waren sich einig, dass sich der Südsudan derzeit in Phase 4 befindet: Krisenlage. Über 900.000 Kinder sind unterernährt, 230.000 davon schwer. Knapp vier Millionen Menschen, ein Drittel der gesamten Bevölkerung, könnten bis Ende des Jahres von einer Hungersnot betroffen sein. Die Wirklichkeit ist: Bereits heute sterben im Südsudan Kinder, weil sie nichts zu essen haben. Bereits heute essen Menschen in ihrer Verzweiflung Blätter und Wurzeln, um ihre Mägen zu füllen. Bereits heute herrscht Not. Doch man kann ihr offiziell noch nicht das Wort „Hungersnot“ geben. Die simple Folge: Es gibt kein Geld. Die Spenden, die bis Redaktionsschluss bei CARE eintrafen, sind dürftig: gerade mal 30 Prozent des gesamten Spendenaufrufes von 38 Millionen Euro.

Es geht nur mit dem „CNN-Effekt“

Es ist derzeit unglaublich schwierig, Spenden für den Südsudan einzuwerben, sagen die meisten Hilfsorganisationen. Grund dafür ist der ‚CNN-Effekt‘: Menschen spenden, wenn sie im Fernsehen die dramatischen Bilder von Katastrophen sehen. Spenderbriefe, in denen Katastrophenvorsorge beworben wird, also Maßnahmen, die das Schlimmste verhindern, gehen meist unter. Ist die Katastrophe aber da, dann bekommt das Leid der betroffenen Menschen ein kurzes Fenster der Aufmerksamkeit, in dem Hilfsorganisationen dann besonders laut trommeln. Denn nur dann erhalten sie die dringend benötigten Mittel, um zu helfen.

Dabei könnte man das Schlimmste noch abwenden, wenn rechtzeitig gehandelt würde. CARE-Helfer im Südsudan arbeiten rund um die Uhr, um Kinder mit Zusatznahrung zu versorgen, Saatgut zu verteilen und medizinische Hilfe zu leisten. Noch ist die Hungersnot nicht ausgerufen, noch kann man das Schlimmste mit gezielter und schneller Hilfe verhindern. Aber den Hilfsorganisationen fehlen das Geld und der Zugang, um alle Menschen zu erreichen. In mehreren Gebieten wird weiterhin gekämpft, Helfer müssen ihre Unterstützung immer wieder unterbrechen und sich in Sicherheit bringen. Hinzu kommt die schlechte Infrastruktur im bitterarmen Südsudan: Viele Gebiete sind von Hilfe abgeschnitten, weil der Regen die Straßen unbefahrbar macht.

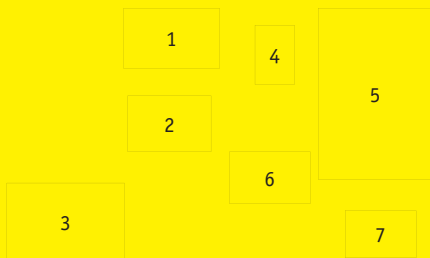
Hätte, könnte ... muss!

Die Vergangenheit zeigt, dass Vorsorge oft weniger Geld kostet als die akute Nothilfe. Auch 2011 wartete die Welt, bis offiziell eine Hungersnot in Teilen Somalias erklärt wurde, knapp 260.000 Menschen starben damals. Die Kosten für die Nothilfe waren im Endeffekt mindestens dreimal so teuer wie die Maßnahmen zur Vorsorge, die man hätte treffen können. Hätten die Regierungen dieser Welt damals früher reagiert und auf die Warnungen der Hilfsorganisationen gehört, dann würde diese erschreckend hohe Zahl heute nicht als Mahnmal jenes traurigen Sommers in Ostafrika stehen.

Die Hungerkrise im Südsudan ist eine Katastrophe mit Ansage, bei der ein einziges Wort die Höhe der Spenden bestimmen kann. Für die 30-jährige Nyanhial ist es jedoch egal, ob die Krise im Südsudan offiziell als Hungersnot deklariert wird oder nicht – ihre elf Monate alte Tochter ist bereits jetzt unterernährt. „Ich musste mit meiner Tochter vor den Kämpfen fliehen, wir konnten nichts mitnehmen von zu Hause. Ich habe mich wochenlang mit ihr versteckt und konnte ihr nichts zu essen geben. Wir ernähren uns allein von Blättern und Früchten.“ Nyanhial braucht unsere Hilfe. Jetzt. Sie hat kein Verständnis dafür, dass wir Worte auf die Goldwaage legen. Denn es geht um ihr Leben.



1) Rinder sind für viele Bewohner das einzige Einkommen und können durch den Konflikt kaum mehr versorgt werden. 2) Besonders in der Regenzeit ist es für Hilfsorganisationen sehr schwer, betroffene Gemeinden zu erreichen. Ohne Hubschrauber funktioniert im Südsudan wenig. 3) Eine CARE-Helferin registriert Dorfbewohner für Hilfsverteilungen. 4) Agnes Lawa ist Hebamme und arbeitet für CARE im Gesundheitsprogramm. Sie verbringt viel Zeit in Hubschraubern und auf Straßen, um zu den betroffenen Gemeinden zu gelangen. 5) Nywech Jack wartet mit ihren beiden Kindern auf Hilfe vor einem CARE-Gesundheitszentrum. 6) Die von CARE betriebene Station zur Behandlung unterernährter Kinder in Bentiu wurde von starkem Regen überflutet. Der Alltag der Helfer ist sehr mühsam, doch sie verlieren nicht den Mut. 7) Der Oberarm eines einjährigen Kindes wird vermessen. Das Maßband zeigt Rot: starke Unterernährung.



Die Geschichte des Geldes

von Philipp Hedemann

„Die besten Dinge im Leben sind nicht die, die man für Geld bekommt“, stellte schon Albert Einstein fest. Und dennoch ist ein Leben ohne Geld heute kaum noch möglich. Das war nicht immer so. Als die Menschen noch alles, was sie zum Leben brauchten, selbst produzierten, jagten oder sammelten, war auch ohne Moos was los. Warum hätte jemand, der einen Fisch gefangen hatte, ihn gegen eine glänzende Münze, für die man nichts kaufen konnte, eintauschen sollen? Der in den 1980er-Jahren von der Umweltbewegung verbreitete Slogan, dass man Geld nicht essen kann, galt schon damals.



Der Tauschhandel

Doch schon in der Steinzeit spezialisierten die Menschen sich: die einen gingen jagen, die anderen fischen, wieder andere sammelten im Wald Essbares oder bestellten das Feld. Wer einen Fisch gefangen hatte, konnte diesen gegen Früchte, Getreide oder eine Dienstleistung, wie das Nähen eines Kleidungsstücks, eintauschen. Bald stieß dieser einfache Tauschhandel jedoch an seine Grenzen. Was, wenn der Fischer für seinen Fang Getreide

angeboten bekam, er aber ein Netz brauchte, der Netzmacher jedoch keinen Fisch wollte? Was, wenn der Fisch viel mehr wert war als die Früchte, die ihm dafür geboten wurden? Was, wenn der Fischer gerade nichts benötigte, seinen Fang aber nicht einfach verschenken wollte? Was, wenn jemand den Fisch haben wollte, aber im Austausch dafür nichts anzubieten hatte? Ein Zwischentauschmittel musste her!

Monetaria moneta, die sogenannte Geld-Kaurischnecke, gleicht einer Muschel und gilt als das erste Warengeld der Welt.



Das Warengeld

Im sechsten Jahrtausend vor Christus wurde deshalb der erste Vorgänger unseres modernen Geldes eingeführt – das Warengeld. Geld hat heute für uns einen Wert, weil es nützlich ist und es (zumindest für die meisten von uns) nicht unbegrenzt zur Verfügung steht. Wenn das Portemonnaie leer ist, können (oder dürfen) wir nicht einfach den Drucker anschalten und Geld drucken. Ähnlich war es mit dem Naturalgeld. Es durfte nicht unbegrenzt zur Verfügung stehen, es musste schön und/oder nützlich, halbwegs handlich, zähl- und haltbar sein. Unabhängig voneinander entwickelten sich auf allen bewohnten Kontinenten unterschiedliche Warengelder wie Perlen, Muscheln, Edelsteine, Kakaobohnen, Werkzeuge, Rinder, Kamele, Ziegen,

Felle, Schmuckstücke, Metalle oder Salz. In Teilen Afrikas und Asiens war die Kaurimuschel bis ins 20. Jahrhundert ein beliebtes Zahlungsmittel und in Äthiopien investieren viele Menschen ihr Geld immer noch lieber in ein Kamel anstatt es auf ein Sparbuch einzuzahlen. Die Erfindung des Warengeldes erlaubte es beispielsweise dem Fischer, seinen Fang gegen Salz einzutauschen und das Salz später gegen ein Netz. Der Wert des Warengeldes war dabei von Region zu Region unterschiedlich. Wo es wenig Salz gab, war es viel wert, wo es viel gab, entsprechend weniger.

Die Griechen machten es den Römern vor, sie kauften mit Metallgeld ein. Circa 360 vor Christus zeigte die erste Münze das Konterfei von Zeus, dem obersten Gott des griechischen Olympos.

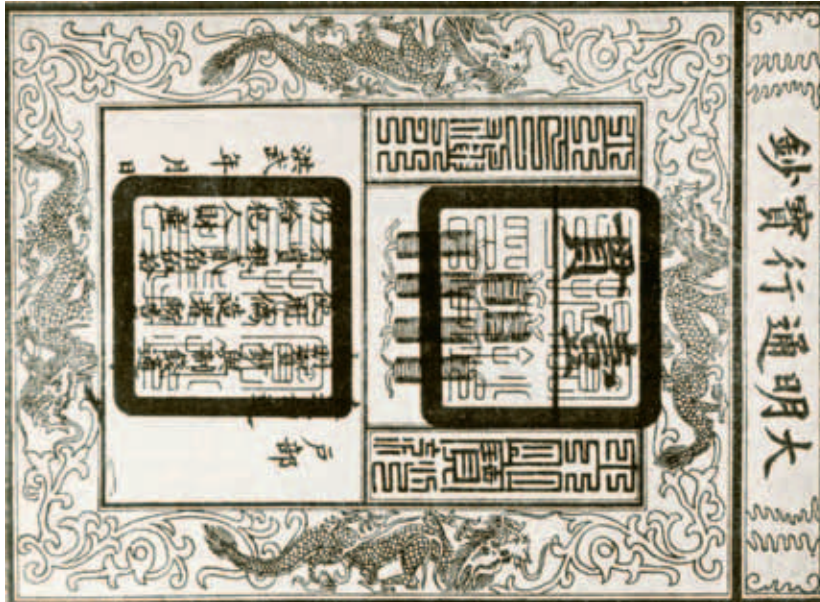


Metallgeld und Münzen

Das erste Metallgeld wurde meist in Barren, Ringe oder Stäbe gegossen. Wer einen Barren hatte, konnte beim „Einkaufen“ ein entsprechend großes Stück abhacken. Käufer und Verkäufer wogen es und versuchten, sich mit nicht geeichten Waagen gegenseitig übers Ohr zu hauen. Nicht gerade praktisch. Das Einkaufen dauerte lang und war stressig, ständig kam es zum Streit. Darum kamen die Lyder, ein Volk, das im Gebiet der heutigen Türkei lebt, um 650 vor Christus auf die schlaue Idee, Münzen mit dem Wappen ihres Königs zu prägen. Der König hieß übrigens Krösus, und „reich wie Krösus“ wären noch heute viele Menschen gern. Die Prägung garantierte, dass die Münze ein gewisses Gewicht hatte und tatsächlich aus einem bestimmten Metall bestand.

So brauchte man die Münzen nicht mehr umständlich untersuchen und wiegen, sondern musste sie nur noch abzählen. Da die Münzen des Krösus klein, kostbar, wertstabil und gut zu transportieren waren, übernahmen die Griechen und Römer das System des reichen Königs. Die Römer prägten ihre Münzen übrigens im Tempel der Göttin Moneta – daher stammt der Begriff „Moneten“. Mit dem Untergang des Römischen Reiches erfuhr der Siegeszug der Münze einen Rückschlag, und in vielen Teilen Europas feierte das Warengeld ein Comeback. Zumindest zeitweise. Denn auch noch heute, über 2600 Jahre nachdem Krösus die ersten Münzen prägen ließ, kommt kaum eine Gesellschaft ohne klimpernde Münzen aus.

Wer hätte das gedacht? Das älteste Papiergeld stammt aus China. Ende des 14. Jahrhunderts gaben Ming-Kaiser Hongwu und sein Volk sogenannte Ch'ien oder auch Käschi aus, um ihren Hunger zu stillen.



Das erste Papiergeld

Auch wenn es ein Riesenvorteil war, dass man beim Handeln nicht mehr säckeweise Muscheln, Salz, Metalle oder anderes Warengeld durch die Gegend schleppen musste, stieß auch das Münzgeld bald an seine Grenzen. Während in Europa Münzen meist aus Kupfer, Silber oder Gold waren, hatten sich in der chinesischen Provinz Szetschuan Eisenmünzen durchgesetzt. Da Eisen nicht besonders wertvoll war, aber viel wog, war der Transport vieler Münzen entsprechend schwierig. Um den Handel zu vereinfachen, konnte man seine Münzen dort ab dem 10. Jahrhundert einlagern und erhielt dafür einen übertragbaren Depotschein – den ersten Vorläufer der Banknote.

In Europa war das erste Papiergeld ursprünglich als Not- und Übergangslösung gedacht. Da nicht ausreichend Münzen geprägt werden konnten, wurden 1483 in Spanien Zettel mit Wertangabe und Siegel ausgegeben. 1609 gab die Bank von Amsterdam ihr erstes Papiergeld aus, 1661 folgte eine Bank in Stockholm.

Wie bei fast allen großen Erfindungen waren die meisten Menschen zunächst misstrauisch. Schließlich hatten die Banknoten

im Gegensatz zu den Metallmünzen kaum einen Materialwert. Die Banken gewannen das Vertrauen schließlich, indem sie garantierten, dass der auf dem Papier genannte Wert jederzeit gegen Münzen oder Edelmetall eingetauscht werden konnte. Auf dem britischen Fünf-Pfund-Schein steht deshalb noch heute: „I promise to pay the bearer on demand the sum of five pounds.“ (Ich verspreche, dem Inhaber auf sein Verlangen die Summe von fünf Pfund auszubezahlen). In Deutschland entwickelten sich Banknoten im 19. Jahrhundert zum anerkannten Zahlungsmittel. Doch der Druck von neuem Papiergeld war und ist für Regierungen verführerisch. Wird die Geldpresse angeschmissen, obwohl die Scheine nicht durch einen Gegenwert gedeckt sind, kommt es zur Inflation, der Entwertung des Geldes. Geriet die Inflation wie 1923 in Deutschland außer Kontrolle, bekam man selbst für eine Schubkarre voll nahezu wertloser Scheine kaum noch Waren. Das Warengeld erlebte ein kurzfristiges Revival. Beliebte Währungen in Zeiten von Hyperinflation waren und sind unter anderem Zigaretten und Alkohol.

Bargeldlos bezahlen – ein Traum, der als erstes in Amerika in Erfüllung ging. Danny Kaye, amerikanischer Schauspieler und Comedian, hält 1963 die erste Kreditkarte der Welt in seiner Hand.



this man is holding a new movie star

America's number one credit card co-stars with Danny Kaye in Columbia Pictures' comedy of the year... "THE MAN FROM THE DINERS' CLUB." Naturally, Danny Kaye as "The Man From The Diners' Club" is the product of the fertile mind of a Hollywood comedy writer but, there really are—men from The Diners' Club. Men who travel all over the world, constantly developing, checking and re-checking the facilities and services offered to the more than one million Diners' Club card holders. As a member of The Diners' Club, you charge at more than 90,000 hotels, restaurants, shops, service stations, airlines, auto rental agencies, and the list grows daily. You get an on-the-spot receipt when you charge and now, with that receipt, you get a detailed record form to meet the new requirements of the Internal Revenue Service. At the end of the month, of course, you get one bill, complete with a duplicate of each charge, and one check conveniently takes care of all your monthly charges.



DINERS CLUB, Columbia Tower, 45 Columbia Circle, New York 17, N. Y. Authorized Rec. 00-000000-0000-0000-0000-0000-0000-0000	
FULL NAME _____	
RES. ADDRESS _____	City _____ State _____ Zip _____
Home _____ Club Name _____ Years at present address _____	
COMPANY NAME _____ Nature of business _____	
Address _____ City _____ State _____ Zip _____	
Home _____ Years with above firm _____ Position _____	
NAME & SERVICE ACCOUNTS _____ Reg. Checking _____	
If different account separate Medicare condition form _____	
CHECK ONE ONLY _____	
CONTRACT ACCOUNT _____	of addition to existing account, show number _____
PERSONAL ACCOUNT _____	BY FAX ENCLOSED: BILL ME (I reserve 12 months' membership)
PERSONAL ACCOUNT _____	to honor this special award. Initial one year trial period.
PERSONAL ACCOUNT _____	Card holder assumes joint and several responsibility with card
PERSONAL ACCOUNT _____	party members.
SIGNATURE OF INDIVIDUAL APPLICANT _____	
AUTHORIZED SIGNATURE OF COMPANY OFFICER _____	
ACCEPTANCE BY COMPANY OFFICER _____	

Bargeldloser Zahlungsverkehr

Da im globalen Handel immer mehr Geld über immer weitere Distanzen bewegt werden muss, reichten irgendwann auch Banknoten nicht mehr aus. Da es äußerst unpraktisch und gefährlich gewesen wäre, mit Koffern voller Geld um die ganze Welt zu reisen, wurde im 20. Jahrhundert der bargeldlose Zahlungsverkehr eingeführt. Dabei taucht das Geld nur noch auf Bilanzen und Kontoauszügen auf. 1950 erfand der Amerikaner Frank McNamara die Kreditkarte, die Diners Club-Karte. Die Mitglieder des elitären Diners Club konnten damit zunächst nur in 27 ausgewählten Restaurants zahlen, doch bereits nach wenigen Jahren war die Restaurant-Karte weltweit als Zahlungsmittel akzeptiert.

In Deutschland wurden Gehälter bis in die 1960er-Jahre oft noch in bar ausgezahlt, doch Erwachsene, die heute kein Konto haben, auf das beispielsweise das Gehalt eingezahlt und die Miete und der Krankenkassenbeitrag abgebucht werden, sind weitestgehend von der Gesellschaft ausgeschlossen.

Immer mehr Bankgeschäfte laufen heute über das Internet. Am 6. Oktober 1995 waren die Kunden der amerikanischen Presidential Savings Bank die ersten, die ihre Überweisungen online tätigen konnten. Heute bieten Banken auf der ganzen Welt diesen Service an.



Die Frauen des Lichts

Was vor über 20 Jahren in Westafrika begann, ist heute ein Star der
Armutsbekämpfung: die Kleinspargruppe.

von Sabine Wilke

**Leuchtendes Grün, soweit das Auge reicht,
vom Wasser bedeckte Reisfelder spiegeln das
Sonnenlicht. Wir sind in Kambodscha.**



Veal Cheung ist ein kleines Dorf in der Provinz Koh Kong. 735 Menschen leben hier, fast die Hälfte der Gemeinde muss mit weniger als einem US-Dollar am Tag auskommen. Eine Gruppe von Frauen in Plastik-Flipflops stapft durch den Matsch. Sie halten sich gegenseitig fest, während sie über dünne Äste balancieren, die über eine große Pfütze mitten auf den Weg gelegt wurden. Es ist ein heikler Balanceakt, aber die Frauen haben sichtbar Spaß. Zwei von ihnen tragen eine große Metallbox, eine Frau schleppt eine Matte. Die anderen tragen Regenschirme, Portemonnaies oder ihre Kinder an der Hand. Die Gruppe marschiert zu einem blau angestrichenen Holzhaus, drinnen wird die Matte ausgelegt, und alle setzen sich in einen Kreis um die Metallbox. Welcher Schatz sich wohl darin verbirgt?

Geschätzte 2,5 Milliarden Menschen weltweit haben keinen Zugang zum offiziellen Finanzsektor. Die nächste Bank ist oft Hunderte Kilometer entfernt, für viele Dorfbewohner eine fremde, einschüchternde Welt. Besonders Frauen können häufig nicht lesen und trauen sich nicht zu, ein Konto zu eröffnen. Um ein wenig Geld investieren zu können, etwa in Gemüse zum Verkauf, müssen sie im Dorf Geld leihen. Damit sind sie Wucherzinsen und Willkür häufig schutzlos ausgeliefert – ein Teufelskreis.

Wenn die Frauen also nicht zu einer Bank gelangen können, warum gründen sie dann nicht eine eigene? Das Prinzip ist so einfach wie genial: Sogenannte Kleinspargruppen bestehen meist aus zehn bis 20 Mitgliedern. In vielen Ländern sparen Frauen gemeinsam, weil sie untereinander mehr Vertrauen entwickeln und andere Investitionen tätigen möchten als ihre Männer – Investitionen, die ihren Kindern und der Familie zugutekommen. Die Kleinspargruppe versammelt sich einmal die Woche um eine Schatulle, in der die Ersparnisse aufbewahrt werden. Jedes Mitglied zahlt einen Mindestbetrag ein, der in einem Sparbuch festgehalten wird. Dann können die Sparerinnen vor der Gruppe ein Darlehen beantragen. Sie berichten, wofür sie es benötigen und



wann sie es zurückzahlen. Diese soziale Kontrolle hilft dabei, dass die Rückzahlungsraten bei 98 bis 100 Prozent liegen – ein Wert, den „normale“ Banken nie erreichen würden.

Gemeinsame Entscheidungen, große Erfolge

Der Erfolg der Kleinspargruppen liegt auch darin begründet, dass Entscheidungen gemeinsam getroffen werden. Die Mitglieder wählen eine Vorsitzende, eine Kassenwartin und eine Buchführerin. Auch über die Zinsen für Darlehen wird gemeinsam entschieden. Das kollektive Vermögen mehrt sich durch die steigenden Ersparnisse der Mitglieder, die gezahlten Zinsen und durch Strafzahlungen, wenn jemand seine Schulden zu spät tilgt. Dabei geht es den Frauen nicht um bloße Gewinnmaximierung. Die meisten Kleinspargruppen verfügen auch über eine Solidaritätskasse für unvorhergesehene Vorfälle. Muss etwa ein Gruppenmitglied eine Beerdigung bezahlen, unterstützt sie die Gruppe mit Geld aus diesem Topf. Aber auch andere Dorfbewohner profitieren von den fleißigen Sparerinnen, denn sie richten häufig auch einen Topf für Almosen ein. Die Ärmsten der Armen im Dorf, die Ausgegrenzten und Kranken werden so unterstützt.

Die Idee der Kleinspargruppen entstand 1991 im westafrikanischen Niger. Die junge Norwegerin Moira Eknes betreute damals in Guidan Roumji im Süden des Landes ein CARE-Projekt zur wirtschaftlichen Stärkung von Frauen. Doch es gab Schwierigkeiten, denn die Frauen durften nicht frei über die Felder bestimmen und hatten wenig eigenes Geld. Darum suchte Moira gemeinsam mit den Frauen der Dörfer nach einer Alternative, um ihnen ein Einkommen zu ermöglichen. So entstand die Idee, gemeinsam zu sparen. Nachdem die ersten sechs Gruppen gegründet waren, verbreiteten sich die Erfolge schnell in der Nachbarschaft, weitere Gruppen wurden gegründet. Moira Eknes selbst hat sich nie erträumt, dass es Kleinspargruppen eines Tages weltweit geben würde: „Es war ja eine spontane Idee. Ich dachte, das Konzept entspricht sehr stark den Bedürfnissen der Frauen von Guidan Roumji. Es hat sich aber herausgestellt, dass das System sehr leicht anzupassen ist und viele Menschen auf der ganzen Welt anspricht.“ CARE ist sehr stolz auf den Ursprung und die Geschichte dieses Erfolgsrezeptes. Aber die schönste Entwicklung ist, dass inzwischen auch viele andere Hilfsorganisationen die Methode anwenden und sie sich damit in alle Erdteile verbreitet hat. Weltweit gibt es inzwischen über 136.000 solcher Kleinspargruppen, in denen rund drei Millionen Mitglieder versammelt sind.

Die französischen Journalisten Cyril Le Tourneur d'Ison und Vincent Bonnemazou haben sich auf die Suche nach dem Er-



Sroab Douy (rechts im Bild) und ihre Mitsparerinnen haben ihre Kleinspargruppe „Wohlstand“ genannt. Und genau den kann sich nun jedes Mitglied bescheiden erarbeiten – durch gemeinsames Sparen und die Aufnahme von Darlehen. Sorgfältig werden die Gelder in einer Schatulle aufbewahrt und das Ersparte in Sparbüchern dokumentiert. Sroab selbst hat Reparaturen an ihrem Haus bezahlt und sich Schweine und Hühner gekauft. Was vor über 20 Jahren am anderen Ende der Welt, im westafrikanischen Niger, von CARE erfunden wurde, ist noch heute ein weltweiter Erfolg gegen Armut: die Kleinspargruppe.



folgsrezept der Kleinspargruppen gemacht. Cyril machte zum ersten Mal 2012 im Niger mit dem Prinzip Bekanntschaft, er arbeitete damals an einer Reportage über die große Dürre in der Sahelzone. Er erinnert sich: „Ich war so begeistert von der Energie und der Zielstrebigkeit dieser Frauen, dass mich die Idee nicht mehr losließ.“ So reisten die beiden Journalisten um die Welt, um die Frauen des Lichtes zu treffen: „Femmes Lumière“, so nannten sie ihre Web-Dokumentation für den Sender TV5 Monde. Sie fuhren nach Haiti, dem ärmsten Karibikstaat, der 2010 von einem massiven Erdbeben getroffen wurde. In Afrika trafen sie Kleinspargruppen in der Elfenbeinküste und Madagaskar, in Asien schließlich in Bangladesch und Kambodscha.

Sroab, die Königin der Schweine und Hühner

Zurück also nach Veal Cheung, dem kleinen Dorf in Kambodscha. Sroab Douy ist 26 Jahre alt und hat zwei kleine Kinder, einen Jungen und ein Mädchen. „Früher haben wir oft gehungert. Wir aßen ein wenig Fisch und Reis, aber es war nie genug“, erzählt die junge Frau. „Wenn wir Geld hatten, haben wir es immer sofort ausgegeben. Ich wusste einfach nicht, wie Sparen funktioniert.“

2012 gründete CARE in Sroabs Dorf eine Kleinspargruppe. „Veal Cheung Prosperity“ taufte sie die Mitglieder, das bedeutet „Wohlstand des Dorfes Veal Cheung“. „Ich habe lange gezögert, ob ich mitmachen soll. Ich kann doch nicht mit Geld umgehen, wusste gar nicht, was mich erwartet“, so Sroab. Schließlich überzeugte sie der Dorfvorsteher Non Phea. Denn er sah, wie sehr die Familie unter der Armut litt. Heute sind 19 Dorfbewohner Mitglied in der Gruppe, darunter auch ein Mann. Sok Chantw bewahrt die Metallbox mit den Ersparnissen bei sich zu Hause auf, sie ist die Kassenwartin von „Veal Cheung Prosperity“. Gleichzeitig ist Sok die Stellvertreterin des Dorfvorstehers. Ob eine solche privilegierte Position die anderen Mitglieder nicht misstrauisch macht? Sok lacht aus vollem Herzen. „Jeder kennt mein Haus. Alle würden es mitbekommen, wenn ich mich mit dem Geld aus dem Staub machen würde.“

Im Gemeindehaus wird inzwischen das Geld ordentlich abgezählt. Jedes Mitglied der Gruppe hat ein eigenes Sparbuch von CARE bekommen, in dem die Beträge genau notiert werden. Was gespart wurde, wie hoch das Darlehen ist, wann es zurückgezahlt werden muss. Sroab selbst ist inzwischen in den Vorstand der Gruppe gewählt worden und wirbt im ganzen Dorf neue Mitglieder. Heute erhält sie ihre Ersparnisse der letzten zehn Monate. Sroab steht auf und lässt sich feierlich ihr Sparbuch und das Geld überreichen, sie hüpfte vor Begeisterung auf und ab.

464.000 kambodschanische Riel, rund 84 Euro, hält sie in ihren Händen.

Mit ihren allerersten Ersparnissen kaufte Sroab für ihre Familie Schweine und Hühner. Später konnte sie sogar Reparaturen am Haus bezahlen. „Das war für uns das wichtigste als Familie, dass wir endlich ein ordentliches Dach über dem Kopf hatten.“ Sroabs Mann Run Sokhon war zu Beginn überhaupt nicht begeistert von ihren Aktivitäten. „Er schimpfte, weil ich so oft außer Haus war. Ich musste lange kämpfen, um mich durchzusetzen. Aber ich war überzeugt, dass die Kleinspargruppe unser Leben wirklich verbessern könnte.“

So wie Sroab geht es vielen Frauen auf der Welt: Die größte Hürde ist häufig der eigene Mann. Er fürchtet um seine Stellung als Hausherr und versteht zunächst nicht, warum seine Frau sich mit anderen Dorfbewohnern in Sachen Geld zusammentun will. Wenn aber die ersten Ersparnisse in die Haushaltskasse fließen, dann werden skeptische Ehemänner schnell zu den größten Unterstützern. „Meine Frau verwaltet heute unser Geld“, erzählt Run Sokhon stolz. Aber er ergänzt schnell: „Sie hält mich immer auf dem Laufenden!“ Das ist gut, denn Sroab hat noch eine Menge vor, was auch ihren Mann begeistern sollte: „Mit meinen zukünftigen Ersparnissen möchte ich ein kleines Geschäft im Dorf aufmachen und meine Kinder zur Schule schicken.“



CARE
FOTOSTORY-
WETTBEWERB



Was macht

Dich reich ?

DAS
SONDERHEFT „REICHMACHER“
ZUM CARE FOTOSTORY-WETTBEWERB MIT ALLEN
FINALISTEN KÖNNT IHR KOSTENFREI BESTELLEN.
SCHREIBT EINFACH EINE E-MAIL AN:
SCHREIBWETTBEWERB@CARE.DE

Die Maneki-neko-Katze hebt fröhlich ihre Pfote. Die beliebte japanische Figur soll damit Glück und Wohlstand bringen. Von beidem kann man eigentlich nie genug haben, oder?

Was macht Dich reich? Mit dieser Frage rief CARE zum zweiten Mal junge kreative Menschen auf, ihre Ideen zu Papier zu bringen. Doch dieses Mal durften nicht nur Texte eingesandt werden, sondern dazu auch Fotos.

Eine prominente Jury um Bestsellerautorin Kerstin Gier („Rubinrot“) sowie die Schauspielerinnen Judith Hoersch („Buddy“) und Anna Maria Sturm („Polizeiruf 110“) kürte die spannendsten, kreativsten und besten Beiträge. Mitmachen konnten Kinder von elf bis 15 Jahren sowie Jugendliche im Alter von 16 bis 20 Jahren.

Der Jury fiel die Auswahl wahrlich nicht leicht. „Ich bin entzückt!“, schrieb uns Kerstin Gier. „Das sind so zauberhafte, berührende und teilweise großartig geschriebene kleine Texte – ganz wunderbar!“ Auch Schauspielerin Judith Hoersch war begeistert: „So viel Fantasie, so viele tolle Ideen. Wirklich, das hat mich umgehauen und es hat total Spaß gemacht, das alles zu lesen.“

Am Ende kürte die Jury den Text „Das Zauberlächeln“ der 15-jährigen Magdalena Hiermer und „Johan und ich und der alte Herr Zug“ von Andrea Friedel (19) zu den Gewinnern. Andrea Friedel hatte bereits im vergangenen Jahr den CARE-Schreibwettbewerb in ihrer Alterskategorie gewonnen und wir freuen uns, dass ihr literarisches Talent erneut von der Jury ausgezeichnet wurde.

Aber wir wollten auch über den deutschen Tellerrand schauen. Was bewegt junge Menschen an Orten dieser Welt, in denen es eigentlich kaum einen Grund gibt, sich reich zu fühlen? Wir fragten bei syrischen Flüchtlingen im Libanon und bei Jugendlichen aus Somalia und dem Südsudan nach, die im Flüchtlingslager Dadaab in Kenia leben. Sie alle mussten ihre Heimat verlassen, weil dort Gewalt und Hoffnungslosigkeit herrscht. Aber auch sie haben genaue Vorstellungen davon, was ihr Leben wertvoll macht. Zwei Beiträge gibt es auf den folgenden Seiten zu lesen.

Und wer noch weiterschmökern möchte, der kann dies ganz einfach tun: Alle Finalisten des CARE-Fotostory-Wettbewerbs sowie weitere Geschichten von somalischen, südsudanesischen und syrischen Jugendlichen gibt es in der Sonderpublikation „Reichmacher“ zu lesen.

Bestellungen unter schreibwettbewerb@care.de

1st PRIZE

an

Magdalena Hiermer

mit

Zauberlächeln

Altersklasse 11–15



Meggy lächelte. Sie lächelte oft, aber dieses Lächeln war anders. Es schien ein Eigenleben entwickelt zu haben. Und es wollte gelächelt werden.

Jetzt. Sofort.

Ehe Meggy sich versah, schlängelte sich das Lächeln an ihren Zähnen vorbei, strich über ihre Lippen und spielte kurz mit dem rechten Mundwinkel, bevor es sich auch im linken niederließ. Dort saß es wie festgeklebt und ließ sich nicht mehr wegwischen. Deshalb bekam der Junge, der an dem Kiosk, in dem Meggy arbeitete, gerade ein Eis gekauft hatte, mit dem Wechselgeld eines der wahrscheinlich schönsten jemals gelächelten Lächeln gratis dazu. Das Lächeln, das sich auf Meggys Lippen breitgemacht hatte, erlitt plötzlich einen akuten Anfall von Abenteuerlust und lies sich von einer zarten Brise direkt auf die Lippen des Jungen tragen.

So sah Meggy ihr eigenes Lächeln auf dem Gesicht eines fremden Jungen wieder.

*

Auch den Jungen ließ das Lächeln nicht mehr los. Zwar versteckte es sich manchmal oder machte sich ganz klein, sodass man es nur bemerkte, wenn man ganz genau hinsah, aber er konnte die Anwesenheit des Lächelns immer spüren.

Er verstand nicht, was mit ihm los war, doch als er seine kleine Schwester kitzelte und es auf ihr Gesicht hüpfte, vergaß er das komische Lächeln schnell wieder.

*

Das kleine Mädchen gefiel dem Lächeln, weil es auf viele verschiedene Arten lächeln konnte. Es hatte ein schüchternes Lächeln, ein strahlendes Lächeln, ein unschuldiges Lächeln, ein bittendes Lächeln und viele, viele mehr. Und das kleine Mädchen schlief nach einem anstrengenden Tag mit einem müden Lächeln auf den Lippen ein.

Das besondere Lächeln blieb bei ihr, bis sie es am nächsten Tag einem kleinen Schmetterling schenkte, der sich keck auf ihre Nase gesetzt hatte.

Der Schmetterling, der nicht viel vom Lächeln verstand, legte auf einer Margerite eine kleine Pause ein (Blütenstaubsammeln ist anstrengender als man vielleicht denkt), als bei diesem Anblick ein Junge an ein Mädchen denken musste und die Margerite pflückte. Der Schmetterling flog wieder los, doch das Lächeln schlüpfte unbemerkt auf das Gesicht des Jungen.

*

Nach einem halben Nervenzusammenbruch, aber ungefähr zur selben Zeit, machte sich Hannah, wieder einigermaßen beruhigt, auf den Weg zur Eisdielen. Nach einem eineinhalbstündigen Beratungsgespräch mit ihrer besten Freundin hatte sie endlich das Gefühl, das richtige Outfit für ihr Date ausgesucht zu haben.

Jetzt hatte wahrscheinlich die besagte beste Freundin einen Nervenzusammenbruch, aber die würde das schon wegstecken, die hatte ja kein Date. Da stand David schon, die blonden Haare verstrubbelt, die Waden unglaublich gut durch die kurze Hose zur Geltung gebracht – Waden waren ein Auswahlkriterium – wie genervt ihre beste Freundin die Augen auch verdrehen mochte – und lächelte sie an.

Allein bei diesem Anblick bekam sie schon weiche Knie.

„Dass jemand so unverschämt süß lächeln darf“, dachte sie, als er ihr mit den Worten „Die hat mich so an dich erinnert, da hab ich sie dir mitbringen müssen“ eine Margerite hinters Ohr steckte.

Und das besondere Lächeln stahl sich auf ihr Gesicht, als sie ein verzaubertes „Danke“ hauchte.

*

Als Meggy ihrer besten Freundin die Tür öffnete, war sie nicht auf das gefasst, was sie dann sah. Hannah hatte eine Margerite hinter dem Ohr und strahlte. Sie strahlte und lächelte und grinste und schien damit gar nicht mehr aufhören zu können. Ihr Lächeln erzählte von blonden Haaren und Schokoladeneis, von Augen so blau wie das Wasser im Brunnen und Wassertropfen, die in der Luft schillerten, von Gelächter und dem warmen Sommerwind, der einem so sanft wie eine Feder über die Haut streicht. Das Sonderbare war aber nicht die Geschichte, die das Lächeln erzählte. Das Sonderbare war das Lächeln selbst. Denn Meggy erkannte verblüfft das Lächeln wieder, das sie wenige Tage zuvor dem Jungen am Kiosk geschenkt hatte.

Ihr eigenes Lächeln.

Ihr eigenes Lächeln war auf wundersame Weise zu ihr zurückgekommen und stahl sich jetzt heimlich wieder auf ihr Gesicht zurück. Jetzt war es wieder da, wo es hingehörte.

Ein Gefühl der Wärme durchflutete Meggy, als sie es wieder auf ihren Lippen spürte und tief in ihrem Unterbewusstsein wusste sie, dass dieses Lächeln etwas verändert hatte in der Welt. Nicht viel, aber es hatte ein kleines bisschen Sonne in das Leben der Menschen gebracht, die es gesehen und gespürt hatten. Doch Meggy würde das Lächeln nicht für sich behalten. Sie würde es verschenken, wie beim ersten Mal. Vielleicht würde manch einer den Zauber von diesem besonderen Lächeln begreifen und, indem derjenige es weitergab, ein kleines bisschen Glück und Sonne in das Leben anderer Menschen bringen.

Ohne dass Meggy das alles wirklich dachte, schenkte sie ihr erstes Lächeln Hannah, als sie fragte (eigentlich war es mehr eine Feststellung als eine Frage): „Dann hat ihm dein Outfit wohl gefallen?“

Ich denke, die reichsten Menschen sind nicht die, die das meiste Geld haben und denken, sich alles kaufen zu können. Sie können sich nämlich nicht alles kaufen.

Gute Freunde, die in Zeiten, in denen es darauf ankommt, zu einem halten, zum Beispiel. Oder Glück und Freude. Die Menschen, die diese guten Freunde sind oder die andere Menschen froh oder glücklich machen können, sind reich. Denn Freundschaft wird erwidert und Glück nur größer, wenn man es teilt. Es macht mich glücklich, wenn ich jemandem ein Lächeln schenke und derjenige zurücklächelt, weil ich jemandem ein kleines bisschen Freude geben konnte. Einen kleinen Sonnenstrahl im sonst so grauen Alltag. Ich bin reich, weil ich eine beste Freundin habe, die mir jeden Tag diesen Sonnenstrahl schenkt. Die meisten Menschen haben ihren eigenen Sonnenstrahl, so wie ich. Die meisten wissen es nur nicht mehr, weil sie sich nicht mehr über kleine Dinge wie ein Lächeln freuen können. Ich hoffe, dass die Menschen, die diese Geschichte lesen, wieder lernen, sich über die kleinen Dinge zu freuen.

/\



1st PRIZE

an

Andrea Friedel

mit

Johan und ich und der alte Herr Zug

Altersklasse 16—20

Liebes Weltall,
ich weiß nicht, warum wir ständig versuchen, dich umzubringen,
aber nie versuchen, zu leben.
Ich weiß auch nicht, ob du es okay findest, wenn ich dir schreibe,
aber vielleicht findest du es ja auch ganz nett. Wenn nicht,
dann hör einfach auf zu lesen.

Wenn die Sommerzeit anfängt, sind wir immer bei den Gleisen.

Johan und ich, ich und Johan.

Die Gleise liegen ein wenig abseits von der Stadt, weg von den Menschen, die ihre Herzen in Betonklötzen einsperren, weg von umgeschmissenen Mülleimern und Zigarettentümmeln auf Pflastersteinen. Noch weiter weg von Leichenbergen hinter Krankenhäusern, von Fabriken, in denen Menschen wie Haustiere gehalten werden, weg von den alkoholisierten, verlassenen Vätern in der Gosse, weg von den Vätern, die ihre Kinder schlagen und sich am nächsten Morgen nicht mehr daran erinnern können.

Weg von dieser Armut.

Bei den Gleisen war es leicht und warm und leise und zwischen dem Moos und dem Unkraut, das an den Schienen wuchs, wohnte ein bisschen Freiheit und Einsamkeit.

Niemand wollte dorthin gehen, vielleicht, weil die Schönheit anders war, und vielleicht, weil man dort sterben konnte, wenn man nicht aufpasste. Mir war es der liebste Ort der Welt.

Statistiken besagen, dass alle 47 Minuten in Deutschland ein Mensch Selbstmord begeht, liebes Weltall.

Statistiken besagen auch, dass alle vier Minuten ein Mensch versucht, Selbstmord zu begehen.



Die erste Minute war verstrichen, als Johan und ich auf den Gleisen lagen und warteten.

Der Zug kam zweimal am Tag, schwer und schnaufend mit großen Containern und dicken Rauchwolken, ächzend wie ein alter Mann. Wahrscheinlich wollte er gar nicht mehr fahren, immer denselben Weg, immer hin und her und hin und weg, aber er musste. Immer und immer wieder. So wie wir in unseren trägen, armen Alltagstagen.

Als wir uns auf die Gleise legten, zu dem Moos und dem Unkraut, als ich die kühlen Schienen unter mir spürte und das Wolkendach über mir hing, da fühlte ich mich ein wenig zerrissen.

Da war die Einsamkeit unter mir und die Freiheit über mir und es fühlte sich so an, als würde mir jemand den Brustkorb zerdrücken, auf den Rippen herumstampfen, um etwas herauszuquetschen. Damit dieses Etwas hier liegen blieb ... totgefahren wurde.

„Glaubst du, so etwas wie Gerechtigkeit wird jemals auf dieser Welt existieren, Johan? Ein ... idealer Zustand des sozialen Miteinanders?“, flüsterte ich. Meine Kehle war trocken.

Sein Haar lag kühl auf meiner Wange. Johan roch immer ein bisschen nach frischen Makronen, Rauch und Waschmittel. „In einer Welt, in der alte Männer Kinder heiraten, in der wegen Religionen Kriege geführt werden und einer von acht Menschen täglich hungern muss? Und wir traurig sind, weil das Geld nicht mehr für die neue Spielkonsole reicht?“, antwortete Johan, murmelte: „Eher nicht. Aber man kann es ja versuchen. Dass wir zufriedener mit dem sind, was wir haben, das können wir versuchen, das wäre mehr als gerecht.“

Und die zweite Selbstmordminute war zur Hälfte verstrichen, aber wir standen trotzdem nicht auf.

Wenn ich auf den Gleisen lag und meine Rippen stampften, wenn das Wolkendach mir Geschichten von Blau und Weiß und Grau erzählte, dann weinte ich manchmal.

Meistens nur ein bisschen, aber es reichte aus, um mich hinterher so leer zu fühlen, dass ich nicht mehr richtig atmen konnte. Ich fühlte mich wie der alte Herr Zug, der nur noch dreckige, schwarze Rauchwolken hervorbrachte, der am liebsten stehen blieb, aber nicht durfte.

Liebes Weltall, mein Vater war heute wieder betrunken ... Meine Mutter arbeitete und tat so, als wäre alles in Ordnung.

Sie brachte das Geld nach Hause und dann war ja auch alles okay. Sie wusste nicht, dass ich weiß, dass sie immer noch die blauen Tabletten aus dem Badezimmer-Schränkchen schluckt, aber das sollte ja auch keiner wissen.

Ich weiß nicht, warum ich genau weinte, als wir dort auf diesen Gleisen lagen. Ich weiß es wirklich nicht, ich hatte keinen bestimmten, erdrückenden Grund.

Johan sagte: „Ich glaube einfach, dass ein Mensch nur dann wirklich reich ist, wenn er sich nicht die Frage stellen muss, ob er reich ist. Oder?“

Das sagte Johan und strich mir eine Haarsträhne aus dem Gesicht. Johan und ich sind Freunde. Ich weiß gar nicht wie lange schon. Eigentlich ist es egal, ich weiß nur, dass wir Freunde sind. Manchmal sind diese Sachen ganz leicht.

Weil es reicht, mit ihm in seinem Zimmer zu sitzen und kratzige Schallplatten zu hören, weil er Rauchwolken an seine Fensterscheibe pustet und mir erzählt, dass in jeder Sache Symmetrie steckt.

Johan und ich und der alte Herr Zug / Andrea Friedel



„Denkst du gerade darüber nach, ob du reich bist, Johan?“
„Gerade nicht“, sagte er und die Schienen fingen an zu vibrieren und er stand mit einem Ruck auf und zog mich mit sich hoch. „Ich hab ja dich. Und du hast mich. Das ist genug, oder? Also lass uns gehen. Der alte Herr Zug kommt gleich.“

Und Johan nahm mich an der Hand, als die dritte Selbstmordminute anbrach und wir anfangen zu rennen – hoch zu den Feldern, weg vom alten Herrn Zug, der schnaufend hinter uns wegbrauste, weg von grauen Fabrikgebäuden, hoch zu den alten, reifen Kirschbäumen, zu den Wiesen und dem Zauber im Moos und Unkraut, zur Freiheit im Himmel. Dort saßen wir dann eine Weile an dem Baumstamm gelehnt und spuckten Kirschkerne aus, ich war noch ganz außer Atem.



Liebes Weltall, ich weiß nicht, warum wir ständig versuchen, dich umzubringen, aber so oft vergessen, zu leben. Ich hoffe nur, du merkst, dass es uns gibt. Johan und mich, mich und Johan. Wir werden hier stehen bleiben und weitergehen und Freunde sein, damit du lebendig bleibst. Versprochen.

/\

Mich macht alles glücklich, was meine Wünsche erfüllt. So etwas wie Frieden, Bildung, Nahrung, Reisen und die Verfügbarkeit von Medizin. Doch Frieden ist die Voraussetzung für alles andere. Deshalb bin ich aus meinem Land, in dem Krieg herrschte, ins friedliche Kenia geflohen.

Frieden. Frieden. Schon allein das Wort auszusprechen, lässt mich glücklich sein. Was ist Leben in Frieden? Eigentlich ist die Zeit, in der ich mich selbst im Pool der Freude liegen sehe und sogar Freudenbläschen zerplatzen in mir. Für mich ist es schön, in diesen Stunden des Friedens aufzuwachen. Das macht mich glücklich. Wo es keinen Frieden gibt, kann es kein Glück geben. Wenn man Frieden misst, misst man auch Glück. Kurzum: Wo ich Frieden habe, bin ich glücklich.

Auf der anderen Seite ist auch Bildung der Schlüssel zum Glückseligsein. Denn wer erfolgreich ist, kann die Früchte seiner Arbeit sammeln. Bildung macht mich glücklich, wenn ich zum Beispiel einen Professor sehe, der viel Geld hat und viel Achtung in unserer Region genießt. Bildung gibt mir zukünftiges Glück: Ich freue mich auf den Tag, an dem ich die Schule abschließen werde. Der Gedanke spornt mich an, mich in der Schule anzustrengen, denn ich will die Begeisterung spüren. Bildung ist in der Tat ein Grundbedürfnis, das in meinem Land immer noch gestillt werden muss.

Genau wie das Sprichwort „Ein hungriger Mann ist ein wütender Mann“ sagt, ist es für mich schwierig, glücklich zu sein, wenn mein Magen leer ist. Aber wenn ich ihn bis zum Rand mit Essen fülle, dann werde ich keine anderen Schwierigkeiten mehr haben, mein Glück zu fühlen. Es stimmt, ein hungriger Mann ist ein wütender Mann. Das merkte ich an dem Tag, als mich unser Lehrer in den Klassenraum einsperrte. Er verbot mir den ganzen Tag über, zu Mittag zu essen, während alle meine Klassenkameraden zum Mittagessen gingen. Bis zur letzten Stunde dieses Tages war ich im Klassenraum. Nach der letzten Stunde befreite mich der Lehrer. Danach ging ich im Schneckentempo zu unserer Wohnung. Als ich an der Wohnung ankam, empfing mich der Duft des Essens. Ich fühlte mich glücklicher, als der Geruch in meine Nase stieg. Das Essen

war lecker. Meine Mutter sah mein Gesicht, sagte aber nichts und bereitete das Essen zu. Nach dem Essen war ich glücklich wie ein König in seinem Palast. Also macht mich Essen glücklich. Das meiste Essen wird von WFP durch CARE zur Verfügung gestellt.

Auch Reisen macht mich glücklich. Reisen ist Freude und wenn wir uns freuen, sind wir glücklich. Ich flehe jedes Mal, dass ich auf Reisen gehen darf, wenn es für mich logisch ist, um auf Reisen zu gehen. Das heißt für mich, dass mich Reisen glücklich macht. Die Reise, die mich am glücklichsten macht, ist ein Schulausflug zu den Ozeanen und den Seen, aber nicht die zu den Parks und Nationalparks. Denn als ich ein Junge mit gelben Pupillen war, konnte ich nicht sehen, wie eine Hyäne einen Löwen verließ. Auch nur einen Blick auf ein Bild eines Löwen zu werfen, ist wie in die Flammen eines Feuers zu sehen.

Medizin bringt Glück und Hoffnung in das Leben. Wenn Patienten Medizin verabreicht bekommen, sodass der Schmerz zurückgeht, kann das zur Genesung führen. Dann wird sich die Person glücklich fühlen. Eines Tages hatte ich sehr starke Schmerzen. An diesem Tag wusste ich selbst nicht mehr, ob ich noch am Leben oder schon tot war. Erst als ich Medizin bekam, war ich glücklicher. Also macht mich Medizin glücklich.

Das Leben in Dadaab ist erträglich für uns Flüchtlinge. UNHCR, WFP, CARE und andere Partner tragen dazu bei, dass wir glücklich sind. Auch die Regierung unseres Gastlandes spielte eine große Rolle.

/\

Syrien war für mich das zweite Paradies nach Palästina. Meine Seele ... ein Stück von mir.

Ich musste es plötzlich verlassen und ich nahm die Schlüssel zu meinem Zuhause mit, genauso, wie es mein Großvater im Jahr 1948 gemacht hat.

Ich erinnere mich an den Tag, an dem ich mich selbst fragte: Werde ich sein wie du, Opa? Werde ich nie zurückkommen, wie du? Werde ich zweimal fliehen müssen?

Aber es ist wahr, so etwas geschieht. Und, oh, es ist so schlimm zu sehen, dass ich mein Land zweimal verlor. Jeden Morgen mit Heimweh aufzuwachen, willst du jedem erzählen wie müde und nostalgisch du bist; aber du bist sprachlos, weil das, was du erzählen willst, so schwierig auszudrücken ist ... was willst du erzählen oder erklären?

Würde ich ihnen erzählen, dass ich das Gefühl von Sicherheit vermisse? Oder die Gesichter der Menschen, wenn sie sich in Gruppen treffen, ohne Traurigkeit in den Augen, mit Stimmen, die nicht über Politik sprechen?

Würde ich ihnen erzählen, dass ich es vermisse, morgens zwischen den alten Häusern und den Steinstraßen herumzulaufen, in der Luft der Geruch von Jasmin? Ich würde an einem stillen Platz sitzen und frühstücken, und das einzige Geräusch, das man hört, ist das Plätschern des traditionellen Brunnens, und die Vögel, die zusammen mit Fairouz singen, der Geruch von frischem Brot, „Fatteh“, der mich noch hungriger macht.

Würdest du ihnen erzählen, dass ich meine Freunde vermisse und die Kartenspiele mit dem Rauchen einer Shisha im alten Damaskus? Oder die Menschen, die lächeln, wenn es regnet? Denn der Regen riecht, als wäre er vor mehr als 100 Jahren in einer Keramikschale konserviert worden.

Ich vermisse auch die Abende am Berg Qasyoun mit dem Blick auf Syrien und seinen erleuchteten Häusern und der Brise, die die

Seele belebt. Den Wind, der durch mein Haar weht. Ich schwöre, ich vermisse den dampfenden heißen Maiskolben mit Käse- oder Barbecue-Geschmack in der Gegend um Al Jaheth. Ich vermisse auch die Gegenden Shaalan und Oasaa mit den Gruppen von Jungen und Mädchen, die sich dort treffen. Ich vermisse die Geschäftsstraße Al Hamidiyah, meine Nachbarn, meine Verwandten, meine Schule, meine Freunde und meine Bücher.

Aber das, was ich am meisten schmerzlichst vermisse, ist die Universität. Die Universität, an der ich mich eingeschrieben habe und auf die ich so lange nach der Schule gewartet habe. Ich wurde angenommen, aber der Krieg zwang mich, alles zurückzulassen. Meine Träume, mein Leben, alles, was ich liebe.

Der Krieg ließ mich einschlafen, ich wachte auf und sah mein Leben komplett auf den Kopf gestellt. Mein Haus ist nicht mein Haus. Mein Bett gehört nicht mir. All meine Pläne haben sich verändert, und ich weiß nicht, wovon ich träumen soll oder auf was ich mich noch stützen kann. Du wirst immer müder und fühlst immer mehr Schmerz, wenn sich die Menschen um dich herum zerreißen, und dein Herz verhärtet, wenn Menschen, die du kennst, geschlagen, verschleppt oder gepeinigt werden. Wenn du ein Jahr oder zwei deines Lebens verlierst und du immer noch nicht weißt, was du tun willst oder wo du wieder anfangen sollst. Wenn du reist und du dich komplett allein wiederfindest. Wenn du jeden Tag aufwachst und an die alten Tage denkst, und feststellst, dass du nie mehr auch nur ein Viertel dessen haben wirst, was du früher besaß. Wenn das Leben dich zwingt, auf deinen Füßen zu stehen und vorauszuahnen, was passieren wird, oder vielleicht passiert, oder du gar nichts voraussagen möchtest.

Du fängst an, die Wahrheit zu sehen über alle Menschen um dich herum, und der Wert der Menschen, die nicht mehr da sind, wird dir klar, und auch der Wert derjenigen, die noch da sind. Wenn es dich jedes Mal zerreißt, wenn du Bilder deiner Freunde siehst, du Serien anschaust, um dich zu erinnern, wie Normalität aussieht. Es wird dich an all die Orte erinnern, an die du immer gegangen bist und die Plätze, an denen du dich mit deinen Freunden getroffen hast, all diese Orte erinnern dich an Menschen,

die weggegangen oder gestorben sind. Wenn du so viel Schmerz fühlst, dass du lieber an den Ort zurückkehren willst, von dem du kommst, selbst wenn der Tod dort wohnt.

Die Frage bleibt: Gibt es noch irgendwo Straßen mit Häusern, die nicht zerstört sind? Oder ein gelöscht Lächeln, das nicht durch eine Träne ersetzt wurde? Gibt es noch ungebrochene Herzen? Oder ein Kind, das noch nicht zur Waise geworden ist?

Syrien und das syrische Volk sind das Wichtigste in meinem Herzen, und nichts wird mir jemals mehr wert sein ...

Es gab einmal eine Zeit, da gab es etwas in Syrien, das nannte sich Sicherheit ...

Es gab eine Zeit, da gab es etwas in Syrien, das nannte sich Menschlichkeit ...

Syrien, ich liebe dich und ich werde dich immer lieben, egal, wie lange es dauert, bis wir zurückkehren.

/\

0,7 %



Genug, und doch zu wenig?

von Thomas Knoll

Entwicklungshilfe – oder „Entwicklungszusammenarbeit“, wie es eigentlich richtig heißt, kostet Geld. Genau genommen kostet sie 6,44 Milliarden Euro – das zumindest ist die Summe, die die deutsche Bundesregierung im Jahr 2014 dem zuständigen Ministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) bereitstellt. Damit müsste sich doch einiges bewegen lassen! Zumal das längst noch nicht alles ist. Hinzu kommen Ausgaben des Auswärtigen Amtes für Not- und Katastrophenhilfe, auch Vorhaben des Bundesumweltministeriums und kleinere Projekte anderer Ressorts werden hinzugerechnet, sodass die Leistungen insgesamt über zehn Milliarden Euro betragen.

Aber wie viel Geld ist das eigentlich? Ziehen wir doch den Vergleich: Das Bahnprojekt Stuttgart 21 beispielsweise wird nach Angaben der Deutschen Bahn mit 6,53 Milliarden Euro veranschlagt. Ein einziges Bahnprojekt ist demnach teurer als der Jahresetat des Ministeriums, das für Entwicklungszusammenarbeit zuständig ist? Gut, Stuttgart 21 mag ein wichtiges Infrastrukturprojekt sein, das sich über viele Jahre erstreckt. Aber schauen wir doch mal in die Wirtschaft und vergleichen das etwa mit dem Versanddienst Amazon, den kennt jeder. Laut Informationen des Nachrichtenmagazins DER SPIEGEL betrug der Jahresumsatz des Unternehmens 2013 allein in Deutschland 7,7 Milliarden Euro.

Aber diese Vergleiche hinken vielleicht, schauen wir also über die Grenze und darauf, was andere Länder zur Entwicklungszusammenarbeit beitragen. Nach absoluten Zahlen ist Deutschland der drittgrößte Nettozahler für internationale Entwicklungszusammenarbeit weltweit, hinter den USA und Großbritannien. Alles gut also? Vielleicht, vielleicht aber auch nicht, denn betrachtet man den Anteil der Ausgaben am gesamten Bruttonationaleinkommen (BNE) – also der Summe des innerhalb eines Jahres von allen Bewohnern eines Staates erwirtschafteten Einkommens – steht Deutschland auf einmal gar nicht mehr so gut da: 0,38 Prozent beträgt diese sogenannte „ODA-Quote“.

Das Klassenziel wird kaum erreicht

ODA steht für „Official Development Assistance“ und beschreibt die Summe aller staatlichen Gelder, die Staaten für Entwicklungszusammenarbeit bereitstellen. Das ist nicht nur im europäischen Vergleich mäßig, sondern bleibt weit hinter dem zurück, was man sich selbst zum Ziel gesetzt hatte. Schon 1970 beschloss die Generalversammlung der Vereinten Nationen, dass die sogenannten „wirtschaftlich entwickelten Länder“ mindestens 0,7 Prozent ihrer Wirtschaftsleistung für die Entwicklungszusammenarbeit bereitstellen sollten. Bereits Mitte der 70er-Jahre

sollte dieses Ziel erreicht sein. Wie das aber nun mal so ist mit Selbstverpflichtungen, zogen Jahre und Jahrzehnte ins Land, und die wenigsten Staaten kamen diesem Versprechen nach. „Stattdessen ‚bestätigten‘ sie ihre 0,7-Prozent-Verpflichtung immer wieder in verschiedenen internationalen Erklärungen“, so Niels Keijzer vom Deutschen Institut für Entwicklungspolitik. Aber wirklich Wesentliches änderte sich nicht. Bis heute haben nur die skandinavischen Länder Norwegen, Schweden und Dänemark sowie Großbritannien und Luxemburg dieses Ziel erreicht – teilweise sogar übererfüllt: In Schweden ist man stolz darauf, mit 1,02 Prozent ODA-Quote auf dem ersten Platz der Geberländer zu rangieren. „Das ist von höchster Wichtigkeit, wenn es um die Erreichung der Millenniums-Entwicklungsziele geht. ... Ich ermutige meine Amtskollegen entschieden dazu, sich stärker darum zu bemühen, das 0,7-Prozent-Ziel zu erreichen. Es geht um Glaubwürdigkeit und Verantwortung“, so Schwedens frühere Entwicklungsministerin Gunilla Carlsson.

Nun könnte man vielleicht hoffen, dass sich Deutschland wenigstens auf einem guten Weg befindet. Ein Blick in die Vergangenheit zeigt aber, dass schon 1982 die ODA-Quote 0,48 Prozent betrug – deutlich besser als heute also. Entscheidend ist aber nicht zuletzt, was mit dem Geld geschieht, also wo und wofür es eingesetzt wird. Deutschland engagiert sich in 50 Partnerländern in einem jeweils gemeinsam vereinbarten Landesprogramm und mit bis zu drei inhaltlichen Schwerpunkten. Hinzu kommen weitere 29 Kooperationsländer, in denen sich die Zusammenarbeit auf einen Bereich beschränkt. Damit leistet Deutschland in rund der Hälfte der als Entwicklungsländer eingestufteten Staaten Entwicklungszusammenarbeit. Viele Experten meinen, dass sich Deutschland in seinem entwicklungspolitischen Engagement stärker konzentrieren solle, um die Wirksamkeit dieses Engagements zu erhöhen. Afrika südlich der Sahara und Südostasien bilden weiterhin die Schwerpunktregionen, aber auch der Nahe Osten und Nordafrika werden aufgrund ihrer besonderen politischen Bedeutung weiterhin eine große Rolle spielen.

Einen nicht unbedeutenden Teil seines internationalen Engagements leistet Deutschland allerdings längst nicht mehr allein. Mehr als ein Viertel der zur Verfügung stehenden Mittel fließt mittlerweile in internationale Programme und Kooperationen, beispielsweise über den Europäischen Entwicklungsfonds, die Vereinten Nationen sowie die Weltbank. Diese sogenannte multilaterale Entwicklungszusammenarbeit wird häufig als besonders wirksam angesehen, weil über Länder- und Institutionengrenzen hinweg gehandelt wird. Beispielsweise engagiert sich Deutschland im Globalen Fonds zur Bekämpfung von Aids, Tuberkulose und Malaria (GFATM) oder im Welternährungsprogramm (WFP)

der Vereinten Nationen. Aber auch Nichtregierungsorganisationen wie CARE können auf Fördergelder der Bundesregierung zurückgreifen, so etwa über das Programm „Private Träger“, das gezielt Projekte in Kooperation mit Partnerorganisationen vor Ort fördert. CARE konnte auf diese Weise schon viele Projekte, etwa in Niger, Nepal oder auch Peru, umsetzen.

Und wie wirkt das Geld?

Ob all diese Projekte und Vorhaben überhaupt erfolgreich sind und inwieweit sie ihre Ziele erreichen, das will das 2012 gegründete Evaluierungsinstitut DEval herausfinden. Mehr als 47 Millionen Euro sollen in 2014 in die Evaluierung und Forschung fließen. Gut angelegtes Geld, denn gerade in der Entwicklungszusammenarbeit ist man darauf angewiesen, aus erfolgreichen, aber eben auch fehlgeschlagenen Projekten zu lernen. Stichwort Bildung: Auch die entwicklungspolitische Bildungsarbeit in Deutschland wird vom Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung gefördert, schließlich beginnt Entwicklung direkt vor unserer eigenen Tür. „Global denken – lokal handeln“ heißt die viel zitierte Devise. Der Anstieg im Jahr 2014 um etwa die Hälfte gegenüber dem Vorjahr zeigt, dass die Politik weiß, wie wichtig es ist, etwa an Schulen, aber auch in der Öffentlichkeit über globale Fragen zu sprechen, zum Nachdenken und Mitmachen anzuregen. In absoluten Zahlen ausgedrückt ist der Anteil der Bildungsarbeit im Inland mit etwa 0,35 Prozent des Gesamtetats des Bundesministeriums allerdings immer noch verschwindend gering.

Es wird also viel bewegt und umgesetzt in der Entwicklungszusammenarbeit, und dennoch heißt es allerorten, dass es nicht reicht. Die gute Nachricht aber lautet: Es gibt noch andere Akteure, die Armut bekämpfen können. Auch Wirtschaftskooperationen und der Warenaustausch mit Entwicklungsländern sind wichtige Motoren für Entwicklung. Große Unternehmen wie Volkswagen oder der Sportartikelhersteller Puma produzieren schon seit vielen Jahren in Afrika, und die Bundesregierung verfügt seit Langem über Förderprogramme für gemeinsame Entwicklungsprojekte mit deutschen Unternehmen. Zudem können jede und jeder Einzelne über den Konsum fair gehandelter Produkte aus Entwicklungsländern direkte Wirtschaftshilfe leisten.

Eine Steuer gegen Armut

Seit einigen Jahren setzen sich Hilfsorganisationen mit der Kampagne „Steuer gegen Armut“ auch dafür ein, dass der Finanzsektor sich an der Armutsbekämpfung beteiligt. Die Idee

ist einfach, aber wirkungsvoll: Der Handel mit Finanzprodukten, wie etwa Aktien, soll mit durchschnittlich 0,05 Prozent besteuert werden. Schließlich zahlen wir ja auch für alle anderen Dinge des täglichen Bedarfs eine Mehrwertsteuer. Diese scheinbar minimale Summe käme dann der Armutsbekämpfung in Europa und der Welt sowie dem Klimaschutz zugute. Die Hilfsorganisationen schätzen, dass dadurch allein in Deutschland zwischen 12 und 36 Milliarden Euro eingenommen werden können. Elf Staaten in der Europäischen Union haben diese Steuer bereits beschlossen, sie soll voraussichtlich 2016 in Kraft treten.

Ebenso wichtig wie die staatliche finanzielle Förderung sind private Spenden. Allerdings ist die Spendenbereitschaft bei Naturkatastrophen besonders hoch, langfristige Projekte zur Armutsbekämpfung, deren Erfolge erst nach einiger Zeit zu sehen sind, lassen sich schwerer „verkaufen“. Neben Spenden gibt es aber noch eine andere Form von privater Unterstützung für arme Weltregionen. Viele Mitbürgerinnen und Mitbürger, die selbst oder deren Familien aus Entwicklungsländern nach Deutschland kamen, leisten einen ganz erheblichen Beitrag zur Unterstützung ihrer Heimat. Häufig handelt es sich um Geldtransfers, manchmal auch um Waren. Für 2009 wurde der Geldwert aller auf diese Weise von Deutschland aus erbrachten Leistungen auf etwa elf Milliarden Euro geschätzt und lag damit sogar über der Summe der Gelder, die der deutsche Staat für entwicklungspolitische Zwecke zur Verfügung stellt. Was dies bewirkt, zeigt das Beispiel Philippinen: Nach unterschiedlichen Angaben stammen 25 bis 50 Prozent des Gesamteinkommens der philippinischen Haushalte aus dem Ausland. Nach Schätzungen der Asiatischen Entwicklungsbank bleiben etwa 4,3 Millionen Menschen nur aufgrund dieser Geldtransfers über der Armutsgrenze.

Alle helfen also mit, und dies führt durchaus zu Erfolgen. So konnten zumindest erste der bis 2015 angestrebten Millenniumsentwicklungsziele bereits erreicht werden. Der Anteil der Menschen weltweit, der mit weniger als 1,25 US-Dollar pro Tag auskommen muss, konnte bereits halbiert werden. Gleiches gilt für den Zugang zu sauberem Trinkwasser und in vielen Regionen auch für die Geschlechtergerechtigkeit im Zugang zur Grund- und Sekundarbildung. In anderen Bereichen hingegen fällt die Bilanz ernüchternd aus, so sind die weltweiten Kohlendioxid-Emissionen seit 1990 um fast 50 Prozent angestiegen, und auch bei der Senkung der Müttersterblichkeit liegt man weit hinter den Erwartungen zurück.

Kein Grund also, die Hände in den Schoß oder das Portemonnaie aus der Hand zu legen. Denn für Entwicklungsfinanzierung bestimmte Gelder sind Investitionen in eine gerechte und zukunftsfähige Welt – für uns alle.

Im Libanon gehen mehr als die Hälfte der Flüchtlingskinder nicht in die Schule. Viele Kinder müssen den Lebensunterhalt ihrer Familie sichern und arbeiten viele Stunden für wenig Geld – häufig unter gefährlichen und ausbeuterischen Bedingungen.



Nur Bares ist Wahres

Warum syrische Flüchtlinge im Libanon Bargeld erhalten und was sie sich damit leisten können.

von Johanna Mitscherlich

Chouf, eine kleine Stadt im Norden des Libanons. Es schüttet in Strömen, der Regen plätschert in unregelmäßigem Rhythmus auf die Plane des Zeltens, in dem rund fünfzig syrische Flüchtlinge auf Plastikstühlen sitzen und einem jungen Mann zuhören. Ali Sandeed trägt eine Jeans und einen roten Pulli, aus dem ein weißer Kragen hervorschaut. An die Wand hinter ihm ist das Foto eines Geldautomaten projiziert. Er erklärt seinen Zuhörern Schritt für Schritt, wo und wie man mit einer EC-Karte Geld abheben kann. Der 27-Jährige ist studierter Bauingenieur und hat einige Jahre in Dubai und auf Zypern gearbeitet. Dann brach der Krieg aus, sein Visum in Zypern wurde nicht verlängert. Nach Syrien, in seine Heimat, konnte er nicht mehr zurück. Er weiß, wie es ist, alles zu verlieren. „Du hast Geld, du hast einen guten Job. Dann hast du plötzlich gar nichts mehr.“

Zwanzig Minuten später beendet Ali seine Präsentation und geleitet die Flüchtlinge in den nächsten Raum, in dem sie darauf warten, ihr Bargeld zu erhalten. Als die „34“ aufgerufen wird, steht eine alte Dame mit krummem Rücken und vom Wetter gegerbten Gesicht auf. Sie heißt Basilah, ist 62 Jahre alt und kommt aus Idlib, im Nordwesten Syriens. Sie nimmt an einem runden hölzernen Tisch Platz, an dem ein Kollege von Ali ihr eine EC-Karte überreicht. Kurz wiederholt er noch mal, was Ali in seiner Präsentation vorgetragen hat: dass sie ihren PIN-Code niemandem sagen soll, wie sie die Karte nutzen und dass sie das Geld an jedem Automaten abheben kann. Er erklärt, an wen sie sich wenden kann, wenn sie weitere Hilfe braucht. Er überreicht Basilah einen Zettel, auf dem alles zusammengetragen und mit Fotos veranschaulicht ist.

Es ist nur ein Stück Plastik, glattes Material, weiße Farbe, ein goldener Magnetstreifen. Aber Basilah hält die EC-Karte wie einen Schatz in ihren knochigen, faltigen Händen. Sie streift mit ihren Fingerspitzen über die Ecken und streichelt die glatte Fläche mit ihren weichen Kuppen.

Und plötzlich war Krieg

In Syrien hat sie mit ihrem Mann zusammen Felder bewirtschaftet – Weizen im Sommer und Mandeln im Winter. Dann begann der Krieg. Und das Leben, das sie kannte und liebte, nahm ein jähes Ende. 25 Jahre lang hatte sie ihr Haus aufgebaut – Stein für Stein. Fünf Raketen und ein paar Minuten brauchte es, alles zu zerstören. Die letzten Monate hat Basilah in einem aus Planen und Stöcken zusammengezimmerten Zelt verbracht, in dem sie sich um ihre Enkel kümmert, während ihr Sohn versucht, Arbeit zu finden. „Den Sommer zu überleben war schon schwierig. Aber jetzt wache ich jede Nacht auf und schaue nach meinen

Enkeln. Wenn sie sich nicht direkt bewegen, werde ich panisch. Ich habe Angst, dass sie erfroren sein könnten.“

Mehr als drei Millionen Menschen aus Syrien sind inzwischen offiziell bei den Vereinten Nationen als Flüchtlinge registriert. Laut Schätzungen sind es insgesamt bereits mehr als 4,5 Millionen Menschen, die vor Krieg und Gewalt aus ihrer Heimat in Nachbarländer wie den Libanon, Jordanien oder die Türkei geflohen sind. Allein im Libanon, einem kleinen Land mit vier Millionen Einwohnern, leben über eine Million syrische Flüchtlinge. Das wäre so, als ob alle Einwohner der Niederlande und alle Bürger der Städte Zürich und Wien – rund zwanzig Millionen Menschen – nach Deutschland fliehen würden. Wie Basilah haben die meisten Syrer alles verloren. Ihre Häuser sind niedergebrannt, ihr Hab und Gut liegt in Schutt und Asche, sie haben ihre Arbeit verloren, häufig auch Familienangehörige und nach fast vier Jahren Flucht sind alle Ersparnisse aufgebraucht.

„Wir sind in den Libanon gekommen mit nichts als der Kleidung, die wir während der Flucht im Hochsommer trugen“, erzählt Basilah. „Meine Enkel haben keine Socken, keinen Pullover, keine warmen Jacken. Wir versuchen, einander warmzuhalten. Aber wir kommen nicht gegen den Schnee und den Hagel an.“ Basilahs Mann wurde im Krieg verletzt und ist krank, der Boden ihrer Unterkunft kalt und es gibt keine Fenster. Die Kälte macht ihre Arthritis und ihr Rheuma noch schmerzhafter. Wo sich Basilahs andere sechs Kinder aufhalten, weiß sie nicht. „Irgendwo in Syrien. Ich weiß nicht, ob sie noch leben.“

Mit der EC-Karte, die sie von CARE erhalten hat, kann die Syrerin vier Monate lang jeden Monat umgerechnet rund 120 Euro abheben. Davon will sie warme Kleidung, Heizöl und Woldecken kaufen, Medikamente für ihren kranken Sohn und sich selbst sowie Nahrungsmittel. Es ist nicht viel Geld, aber es macht für Basilah einen großen Unterschied. Es ist Geld, das Familien nicht tiefer in die Armut abrutschen lassen soll. Geld, das verhindert, dass Mädchen zwangsverheiratet werden, Kinder arbeiten, Mütter sich prostituieren oder wichtige medizinische Behandlungen nicht bezahlt und Kinder sterben müssen. Dass Familien nicht von einem Tag auf den anderen ihr Dach über dem Kopf verlieren und auf der Straße leben müssen. Es ist Geld für Notfälle.

Wer Geldkarten und damit finanzielle Unterstützung bekommt, wird anhand eines strengen Kriterienkatalogs festgestellt. CARE erhält von den Vereinten Nationen und den Gastgemeinden Listen mit den Namen von besonders armen Familien. Helfer besuchen sie in ihren Zelten, in alten Fabrikgebäuden, in ihren Zimmern mit schimmlichen Wänden, in denen sie mit manchmal mehr als 20 Personen unterkommen. Die Hilfe erreicht besonders bedürftige Familien. Dazu zählen vor allem Frauen, die allein mit



Seit Beginn der Syrienkrise sind über eine Million Menschen in das kleine Nachbarland Libanon geflohen. Sie haben ihr Zuhause, ihren Job und häufig auch Familienmitglieder verloren. Basilah und ihre Familie erfuhren am eigenen Leib, was es bedeutet, alles hinter sich zu lassen.

Thema Geld



Über ein Viertel der Bewohner des Libanons sind syrische Flüchtlinge. Viele Flüchtlinge sind arbeitslos oder gehen einer schlecht bezahlten Arbeit nach. Sie leben in heruntergekommenen Wohnungen, ehemaligen Fabrikgebäuden, Schulen oder in Zelten. Nach Monaten und Jahren der Flucht sind ihre Ressourcen aufgebraucht.

ihren Kindern fliehen mussten, sowie behinderte, verwundete, ältere oder kranke Menschen. Fast alle Familien benötigen dringend Unterstützung. Aber das Geld, das von der internationalen Gemeinschaft für die Hilfe zur Verfügung gestellt wird, reicht nicht. Momentan erhalten nur rund 3 Prozent der ärmsten 25 Prozent aller Flüchtlinge im Libanon finanzielle Unterstützung. Etwa 70 Prozent bekommen Essensgutscheine von den Vereinten Nationen: 22 Euro pro Monat pro Person. Basilah sagt, dass das hinten und vorne nicht reicht in einem Land, in dem Lebensmittel, wie Mehl, Salz und Zucker im Durchschnitt etwa so viel kosten wie in Deutschland.

Es geht auch um Würde

Es sind ungewohnte Bilder der Hilfe, die uns aus den Nachbarländern Syriens erreichen. Die Bilder, die wir von anderen humanitären Krisen kennen, zeigen Menschen, die Schlange stehen: für Nahrungsmittel, Wasser, für Medikamente und andere Güter. Dass Flüchtlinge Geld bekommen, scheint auf den ersten Blick merkwürdig. Warum CARE und andere Organisationen sich dafür entschieden haben, warum sie nicht direkt Medikamente oder Lebensmittel verteilen? Bargeld auszuzahlen ist eine moderne Form der Nothilfe, für die es vielfältige Gründe gibt. „Es fehlt in Ländern wie dem Libanon nicht an Supermärkten. Man kann alles kaufen, aber dafür braucht man Geld“, erklärt CARE-Helfer Ali. „Miete, Nahrungsmittel und Medikamente müssen gekauft werden. Es geht darum, Flüchtlingen einen Teil ihrer Würde zurückzugeben. Sie können selbst entscheiden, was sie besonders dringend benötigen.“ Gleichzeitig kurbelt die Unterstützung mit Bargeld die lokale Wirtschaft in den Gastländern an. Das ist im Libanon, wo die Bevölkerung innerhalb von drei Jahren um mehr als ein Viertel gewachsen ist, dringend nötig.

Aber Bargeldhilfe ist auch aus der Not heraus geboren. Die Syrienkrise ist die größte humanitäre Katastrophe unserer heutigen Zeit, aber die Hilfe ist dramatisch unterfinanziert. Nur etwa ein Viertel der rund 150 Millionen Euro, die CARE für seine Hilfe benötigt, ist bisher zusammengekommen, durch Gelder vor allem von reichen Ländern. Private Spenden gibt es für Syrien kaum. Der Hilfsappell der Vereinten Nationen, der größte aller Zeiten, ist bisher nur zu rund einem Drittel finanziert. Bargeldhilfe ist eine besonders kostenneutrale und flexible Form der Hilfe, denn sie mindert Transportkosten und hilft den Menschen, für einen längeren Zeitraum einigermaßen auf eigenen Beinen zu stehen. Sie müssen dann nicht jede Woche Schlange stehen, um Hilfsgüter zu erhalten.

Basilahs Angst vor dem Winter

Bargeld ist keine dauerhafte Lösung. Basilah und ihre Enkel werden wohl noch Monate, vielleicht sogar Jahre, in der Fremde ausharren müssen. Ihr Sohn, der früher als Rechtsanwalt gearbeitet hat, wird weiter auf Feldern und auf Baustellen ackern und schleppen müssen, um wenigstens ein bisschen Geld zu verdienen. Ihre Enkel werden nicht zur Schule gehen können, weil diese zu weit entfernt ist und sich die Familie das Geld für den Schulbus nicht leisten kann. Vielleicht werden die Kinder auch bald ihre kleinen Füße in einem Café wundstehen, oder Blasen an ihren Händen bekommen vom Tragen großer, hölzerner Gemüseboxen. Kinderarbeit ist eine traurige Realität geworden in den Nachbarländern Syriens. Aber als Flüchtling kann man nicht sehr weit in die Zukunft planen. Es geht ums tägliche, ums bloße Überleben.

CARE kann Frauen wie Basilah nicht zurückgeben, was sie verloren haben. Wir können nicht ihre Arthritis lindern oder ihren behinderten Sohn heilen und wir können ihr nicht sagen, ob ihre Kinder in Syrien noch am Leben sind. Aber mit ein bisschen Bargeld, von dem sie sich das Lebensnotwendigste kaufen kann, können wir ihr ein wenig Würde und Eigenständigkeit zurückgeben. Und ihre Sorgen mindern, dass ihre Enkel die kalten Winternächte nicht überleben werden.

Zahlen des Bürgerkriegs in Syrien

9,5

Millionen Menschen fliehen, davon sind
2/3 Vertriebene innerhalb ihres Landes.

77

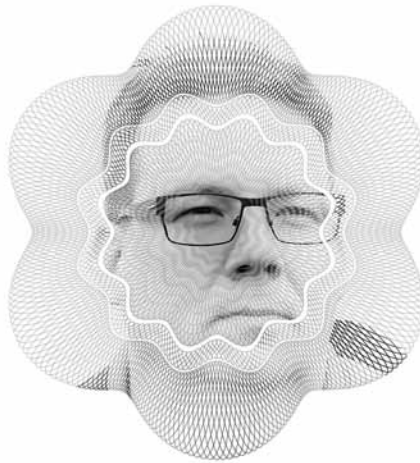
Prozent der Flüchtlinge sind Frauen und Kinder.

2,9

Milliarden Euro werden 2014 für die Flüchtlingshilfe in
Syrien benötigt – rund 51 Prozent sind bislang finanziert.

Mein Glück vom Scheitern, oder: Warum 1,25 Euro am Tag nicht für Essen und Trinken reichen

von René Schirmer



Ich bin gescheitert und glücklich darüber, dass ich es konnte. CARE hatte eine Idee aufgegriffen und ich habe sie ausprobiert. Die Kampagne „Live Below the line“ forderte im Internet dazu auf, fünf Tage von umgerechnet 1,25 Euro zu leben, mehr Geld gibt es nicht für Essen und Trinken. 1,25 Euro, das ist der Betrag, den die Ärmsten der Armen am Tag für diese Grundbedürfnisse zur Verfügung haben. Weltweit sind das rund 1,2 Milliarden Menschen.

Warum habe ich die Idee ausprobiert? Ich bin CARE als Spenderbeirat verbunden und habe das Glück, dass es mir gut geht. Wenn ich meine Nahrungsmittel einkaufe, muss ich nicht auf den Preis achten. Ich kann essen und trinken, was ich mag. Zwar könnte auch

ich mir nicht jeden Tag Hummer und Champagner leisten, aber ob mein Mittagessen in der Kantine 1,50 Euro oder 3 Euro kostet, spielt nicht wirklich eine Rolle.

Das zeigt vielleicht, warum dieses Experiment für mich interessant war: Trotz ständiger Verfügbarkeit von Essen und Trinken muss ich mich auf 1,25 Euro am Tag beschränken. Es war klar: Das klappt nur mit guter Planung und Vorbereitung. An einem Samstag im Juni habe ich daher gute drei Stunden in diversen Supermärkten und Discountern verbracht, Preise studiert und schnell erkannt, dass das Experiment nicht gut ausgehen kann.

01

JULI

***** DER ERSTE TAG *****

Ich hatte für mich kalkuliert, dass ich mindestens drei Liter Mineralwasser am Tag trinken muss. Egal, wo man es kauft, 1,5 Liter kosten 0,19 Euro (ohne Pfand). Darüber hinaus war mein Plan, dass ich am ersten Tag ein günstiges Grundnahrungsmittel kaufen muss, das etwas länger als einen Tag reicht – ich wollte einen Puffer aufbauen!

Leider stellte ich fest, dass ich zwar Toastbrot für 0,55 Euro kaufen kann, aber dann am Belag scheitern werde. Günstigere Aufbackbrötchen habe ich für 0,39 Euro gefunden, aber in Kombination mit Mineralwasser blieben dann nur noch 0,48 Euro für alles Weitere. In keinem Discounter fand ich einen Belag (Käse, Marmelade, Brotaufstrich, ...) der für 0,48 Euro zu bekommen ist.

Also neuer Plan: Wenn ich 1,25 Euro pro Tag habe, dann kann ich für die geplanten 5 Tage also 6,25 Euro ausgeben. 1,90 Euro musste ich für Wasser einplanen, dazu habe ich mir für 2,84 Euro zwei Packungen Cornflakes gekauft und zwei Liter Milch für 1,38 Euro. Rest: 0,13 Euro. Für 5 Tage!

Am ersten Tag habe ich mich von drei Litern Wasser, drei Mahlzeiten Cornflakes und kleinen Portionen Milch ernährt.



02

JULI

***** DER ZWEITE TAG *****

Relativ schnell nach dem Aufstehen war meine Motivation für ein Frühstück verschwunden. Hunger hatte ich noch nicht wirklich, also plante ich ein ausgiebiges Cornflakes-Mittagessen im Büro. Das hat noch funktioniert.

Trotz des Experiments wollte ich meinen normalen Tagesablauf nicht verändern. Ich hatte kurz davor endlich wieder mit Sport begonnen und wollte nicht damit aufhören. Nach der Arbeit war ich also beim Sport. Normalerweise eine gute Idee, leider hatte ich danach ziemlich großen Hunger. Cornflakes? Reichen nicht aus. Aber ich hatte auch kein Geld mehr, um mir irgendetwas anderes zu kaufen. Meine Frau kaufte mir eine vegetarische Falafeltasche für 3,50 Euro. Das Experiment war also bereits am zweiten Tag gescheitert.

Natürlich hätte ich disziplinierter sein können. Cornflakes essen oder Hunger leiden. Aber das Gefühl Hunger kommt doch eigentlich in meiner Welt (und vermutlich auch bei den meisten meiner Mitmenschen in Deutschland) nur dann vor, wenn es Zeit für die nächste Mahlzeit ist. Hunger leiden zu müssen, das ist außerhalb meines Erfahrungsschatzes.



INFOTEXT

Die Weltbank definiert Menschen als extrem arm, wenn sie weniger als 1,25 US-Dollar pro Tag zur Verfügung haben. Bei diesem Ansatz wird die Kaufkraft des US-Dollars in lokale Kaufkraft umgerechnet. Das heißt, dass extrem arme Menschen nicht in der Lage sind, sich täglich die Menge an Gütern zu kaufen, die in den USA 1,25 US-Dollar kosten würden. Die 1,25-Dollar-Grenze wird als finanzielles Minimum angesehen, das eine Person zum Überleben braucht. Das Projekt „Live Below the Line“ setzt genau dort an und führt in verschiedenen Ländern eine Aktion durch, bei der Menschen eine Woche lang vom täglichen Armutsminimum leben (also in den USA 1,25 USD, in Großbritannien 1 Pfund usw.). Für die Eurozone entspräche dieses Minimum rund 1,25 Euro, mit denen René dann sein Experiment umgesetzt hat. Mehr Infos: www.livebelowtheline.com

03

JULI

***** DER DRITTE TAG *****

Obwohl ich am Vortag gescheitert war, habe ich den Tag mit Cornflakes begonnen. So langsam erreichte die einseitige Ernährung ihren geschmacklichen Tiefpunkt. Im Büro wartete die nächste Überraschung. Zwar wussten die Kollegen von meinem Experiment, aber ihr Leben ging normal weiter. An diesem Tag brachte eine Kollegin belegte Brötchen und andere Leckereien mit, sie hatte einen Grund zu feiern.

Natürlich habe ich zugewinkt. Natürlich hatte ich ein schlechtes Gewissen. Auf der anderen Seite – ich wurde eingeladen. Nach dem ersten Bissen ist mir dann aber eingefallen, dass Menschen, die am oder unter dem Existenzminimum leben, vermutlich nicht eingeladen werden. Die Einladung der Kollegin brachte aber eine andere Erkenntnis – die ständige Verfügbarkeit von Essen.

04

JULI

***** AM VIERTEN TAG *****

Es war offensichtlich, dass ich bereits am zweiten Tag gescheitert war. Da ich mich für die morgendliche Ration Cornflakes nicht begeisterte, habe ich entschieden: Schluss jetzt. Zumal mir die Milch ausging. Geld für neue Milch hatte ich nicht.

Was habe ich gelernt?

Ich bin gescheitert und das ist auch gut so. Das Experiment war bereits von Anfang an zum Scheitern verurteilt. 1,25 Euro am Tag reichen niemals für Essen und Trinken aus. Wenn man muss, kann man das sicherlich für einen kurzen Zeitraum aushalten, aber es wird nicht ohne Hunger (und hier meine ich nicht meinen Wohlstandshunger) und Durst funktionieren. Eine abwechslungsreiche und gesunde Kost ist erst recht nicht gewährleistet.

„Verzichten ist das falsche Wort“

Raphael Fellmer, 31 Jahre alt, lebt seit vier Jahren ohne Geld.
Warum er das tut und wie das funktioniert, darüber sprach er mit Merlin Kegel.



Fellmer unterwegs – natürlich ohne Geld.

Was brachte Dich zu der Entscheidung, ohne Geld zu leben?

Erst einmal müsste ich sagen, dass man es zwar „ohne Geld leben“ nennen kann, aber ich spreche viel lieber von einem „Geldstreik“ oder „Konsumstreik“. Denn es ist eine sehr bewusste Haltung, die ich zum Konsum und zur Überflussgesellschaft habe, in der wir leben.

Schon seit vielen Jahren hatte ich das Gefühl, dass irgendetwas nicht stimmt. Vor rund fünf Jahren erhielt ich Einladungen zu zwei Hochzeiten in Mexiko. Sie sollten zufälligerweise beide im selben Monat stattfinden. Das habe ich als Zeichen des Schicksals gesehen, dorthin zu reisen. Zusammen mit Freunden überlegte ich, zu trampen, um unsere Reise so nachhaltig wie möglich zu gestalten. Wir dachten, wir reisen ohne Geld nach Mexiko und zeigen dabei, wie hilfsbereit Menschen sein können und dass Lebensmittel- und Ressourcenverschwendung ein globales Problem sind. Das haben wir dann auch durchgezogen: Über den Atlantik per Boot zu trampen war natürlich ein wunderbares Abenteuer.

Während der Reise wurde ich von Gastfreundlichkeit überschwemmt. Wir drei Freunde haben so viel Liebe, Dankbarkeit, Offenheit und bedingungslose Hilfe erfahren. Auf der Atlantiküberquerung konnte ich über all die schönen Erfahrungen und Eindrücke nachsinnen. Ich habe erkannt, wie ich mit meinem Verhalten und Konsum die Welt prägen. Danach habe ich beschlossen, mich auf einen alternativen Weg zu begeben, um Aufmerksamkeit und Bewusstsein für Lösungen zu schaffen, die wir alle heute schon für Gerechtigkeit, Frieden und nachhaltiges Leben auf unserem Planeten leben können. Das war dann der Beginn des Experimentes „Geldstreik“. Dieses Experiment dauert nun schon viereinhalb Jahre an.

Wie hat dieser Beschluss Deinen Alltag beeinflusst? Musst Du auf bestimmte Sachen verzichten?

Verzichten ist vielleicht das falsche Wort. Für viele bedeutet dies wahrscheinlich etwas Ähnliches, wie wenn jemand aus gesundheitlichen Gründen auf Fleisch verzichtet. Das heißt, ich würde gerne Fleisch essen, kann es aber nicht. Bei mir ist es eher eine freiwillige Entscheidung. Ich ernähre mich gerne vegan und von geretteten Lebensmitteln und habe freiwillig den Schritt zu einem geldfreien Leben gewagt. Deshalb habe ich nicht das Gefühl, ich müsste auf irgendetwas verzichten. „Geldfrei“ heißt bei mir ja auch nicht, dass ich mit Geld indirekt überhaupt nichts mehr zu tun habe. Ich möchte natürlich nicht komplett aus der Welt heraustreten und ein einsames Einsiedler-

dasein führen, sondern aus dem Inneren der Gesellschaft etwas verwandeln und dementsprechend nicht auf alles verzichten, sondern versuchen, meinen ökologischen Fußabdruck so weit wie möglich zu verringern. Ich lebe mit meiner Frau und meinen Kindern seit Ende 2013 bei einer sehr lieben Familie und durch sie haben wir Zugang zum Internet, Telefon und einer gemeinsamen Küche. Wir benutzen zwar Strom, versuchen aber so wenig wie möglich zu verbrauchen. Auch in anderen Situationen versuche ich, nachhaltig zu handeln. Wenn zum Beispiel mein Fahrradschlauch nicht mehr zu reparieren ist, gehe ich nicht in einen Fahrradladen und kaufe mir einen neuen Schlauch, sondern erkundige mich, ob ich einen alten, weniger beschädigten Schlauch bekommen kann und flicke diesen.

Wie haben Deine Freunde und Deine Familie diese Entscheidung aufgenommen? Leben sie ähnlich wie Du?

Etwas ähnlicher auf jeden Fall. Natürlich wurde ich gerade am Anfang etwas belächelt. Es brauchte ein wenig Zeit, Gespräche und Offenheit, um zu verstehen, was die Motivation hinter so einem Schritt ist, aber mittlerweile hat sich bei meinen Freunden und auch der Familie sehr viel geändert. Meine Mutter ernährt sich mittlerweile auch rein pflanzlich. Mein Vater isst deutlich weniger Fleisch und meine Brüder sind ebenfalls Vegetarier. Auch in meinem Freundeskreis ernähren sich viele vegan, retten Lebensmittel oder tauschen und leihen, anstatt alles einzukaufen. Sie sind achtsamer in ihrem Konsum und Ressourcenverbrauch geworden. Mein Lebensstil hat sich auf jeden Fall positiv auf unsere Mitmenschen ausgewirkt. Jeder Mensch, der in seinem Leben etwas Grundsätzliches ändert, wird früher oder später merken, dass es auch Veränderung im Umfeld geben wird.

Könnte theoretisch jeder ohne Geld leben?

Natürlich kann jeder „geldfrei“ leben. Das ist aber leichter gesagt als getan, denn oft bedeutet das auch, geduldig zu sein und sich mit dem, was man hat, zufriedenzugeben.

Es gibt aber leider auch Millionen von Menschen, die mit wenig oder gar keinem Geld leben müssen. Für Menschen, die in Armut leben und nicht wissen, wie sie sich und ihre Familie ernähren können, kann man natürlich keinen Anspruch auf ein „geldfreies“ Leben erheben. Das ist eine komplett andere Grundlage als jemand, der sich entscheidet, aus der kapitalistischen Überflussgesellschaft auszutreten.

Aber ich lebe auch nicht so, um die Menschen anzustacheln, es mir gleichzutun und kein Geld mehr in die Hand zu nehmen.

Ich mache es, um mehr im Einklang mit meinen Gedanken und meinen Taten leben zu können. Ich möchte Menschen inspirieren und sie motivieren, an ihre Träume zu glauben und sie zu leben; etwas achtsamer und bewusster mit den Dingen unseres Alltages umzugehen und alte Muster und Normen zu hinterfragen. Es ist sehr wichtig, dass jeder einfach bei sich selbst anfängt. Das kann ein sehr kleiner Schritt oder ein großer Schritt sein. Viel wichtiger ist jedoch, dass man anfängt, denn der erste Schritt ist immer der schwierigste.

Ist das klassische Geld ein veraltetes Prinzip? Was ersetzt Deine „Finanzwelt“?

Das ist ein ganz entscheidender Punkt, da viele Menschen glauben, dass eine Welt ohne Geld automatisch eine „Tauschwelt“ wäre. Nun ist das aber auch sehr ähnlich wie das Geld. Nehmen wir an, ich möchte umziehen und bestelle eine Umzugsfirma. Nachdem die Mitarbeiter ihren Dienst getan haben und alles an seinem Platz ist, wird die Rechnung überwiesen und sie bekommen vielleicht noch einen Bierkasten mit auf den Weg nach Hause. Das war es dann auch und man hatte nicht wirklich Kontakt zu den Menschen. Wenn ich jetzt aber sage, wir machen einen Tausch, zum Beispiel mit Muscheln, Essen oder Zeit, die ich für den Dienst zurückgebe, befinden wir uns in einem sehr ähnlichen Konzept wie beim Geld. Es wird eine Wertigkeit festgestellt und es findet kein bedingungsloses Helfen mehr statt. Es ist eine Abrechnung, auch wenn es Zeiteinheiten oder Muscheln sind.

Natürlich mache ich teilweise auch noch Tauschgeschäfte, aber für mich ist das keine Lösung. Wir sollten uns da ein Beispiel an der Natur nehmen, die uns vorlebt, wie das bedingungslose Sein funktioniert. Die eigenen Fähigkeiten werden bedingungslos angeboten und auch Hilfe wird bedingungslos angenommen.

Kann man auch ohne Geld spenden und etwas Gutes tun?

Bereits vor meinem Geldstreik habe ich einem Leukämie-Patienten durch eine Stammzellenspende geholfen und das machen alle Spender natürlich kostenlos. Aber auch im Alltag können wir ständig Menschen helfen. Sei es durch kleine Gesten wie die Tür aufhalten, fragen, wie es dem Gegenüber geht, ihm einfach zuhören oder in den Arm nehmen. Wir können Menschen ein Lächeln schenken oder uns gemeinnützig engagieren. Etwas ganz Elementares für unsere Gesellschaft ist meiner Meinung nach auch, sich um Kinder zu kümmern. Die Eltern erwarten dafür nichts von dem Kind. Es geschieht bedingungslos.

Ein weiterer Punkt ist das „Lebensmittel retten“-Konzept, welches ich vor zwei Jahren in Berlin gestartet habe. Mittlerweile können wir bei über 800 Betrieben Lebensmittel abholen, die nicht mehr verkäuflich, aber noch genießbar sind und haben ungefähr 6.000 Menschen, die mitmachen. Alle helfen ehrenamtlich mit, wie auch die 30 Hauptorganisatoren. Wir haben Programmierer, Designer, Rechtsanwälte, Serverfirmen und Druckereien, die ihre Fähigkeiten und Ressourcen kostenfrei zur Verfügung stellen. So haben wir komplett geldfrei schon über eine halbe Million Tonnen Lebensmittel gerettet. Das Ganze funktioniert wirklich wunderbar und ich bin sehr dankbar für die viele Hilfe. Es ist schön zu sehen, wie viele Menschen dem Konzept vertrauen und sich von dem Geldklotz am Bein befreien.

Bist Du glücklich ohne Geld?

Ja, auf jeden Fall! Ich war zwar auch vor der Zeit des Geldstreiks glücklich, aber heute bin ich ganzheitlicher und bewusster glücklich. Früher habe ich viele Dinge und Verantwortung für die Natur, Tiere und Mitmenschen auf unserem Planeten ausgeklammert. Heute stehe ich ganzheitlicher hinter dem, was ich mache und das erfüllt mich sehr. Besonders seit meiner Rückkehr aus Mexiko engagiere ich mich vor allem für andere und denke weniger an mich selbst.

Mein Buch, welches ich ehrenamtlich geschrieben habe, trägt zwar den Titel „Glücklich ohne Geld!“, aber es ist jetzt auch nicht so, als wäre ich nur dadurch glücklich geworden, dass ich kein Geld mehr angefasst habe. Ich schenke dem Geld einfach weniger Bedeutung. Viel Besitz kann schnell Ballast werden. Man kann natürlich auch als Millionär sehr glücklich sein, aber ich bin mir heute noch viel sicherer als früher, dass es auch anders geht.

Ich möchte ab morgen weniger abhängig vom Geld sein. Wo fange ich an?

Um Dich geldfreier zu machen, solltest Du erst einmal beobachten, was Du aus gibst. Ich glaube, die wenigsten Menschen haben tatsächlich darüber einen Überblick, wie viel Geld auf das Konto reingeht und wie viel durch welche Kanäle das Konto wieder verlässt. Noch wichtiger ist dabei die Frage, was davon eigentlich alles nötig ist und was geweckte Bedürfnisse durch Werbung oder Gesellschaftsdruck sind. Vieles brauchen wir letztendlich nicht. Oft denken wir, dass wir eine eigene Kamera, ein eigenes Auto und so weiter brauchen. Wir denken, dass wir nur so Sicherheit und Wohlstand haben können. Das führt dazu,

dass wir viele Dinge unser Eigen nennen, die aber eigentlich nur rumstehen und nicht benutzt werden. Dabei brauchen wir nur den Zugang zu diesen Dingen. Wir müssen sie nicht mehr besitzen.

Es wird zwar in der letzten Zeit immer mehr über Nachhaltigkeit debattiert, aber wir haben eine Situation auf unserem Planeten erreicht, die es so noch nie gab. Wir haben genug Textilien, wir haben genügend Autos, wir haben ausreichend Geräte und so weiter. Vielleicht müssen wir uns von all dem einfach etwas freier machen. Wenn ich zum Beispiel gerne einen Beamer hätte, stelle ich fest, dass ich ihn aber eigentlich nur wenig benutzen würde. Deshalb leihe ich ihn mir lieber von meinem Nachbarn oder über eine Plattform aus. Ich bin überzeugt, dass weniger mehr ist. Eventuell brauche ich gar keine 20 Jeans, sondern fühle mich wohler, wenn ich fünf Jeans besitze und diese auch alle getragen werden. Vielleicht fühle ich mich mit meinen

zwei Autos auch gar nicht so wohl, da ich mich ständig um sie kümmern muss oder ich habe eine 300-Quadratmeter Wohnung und kann sie gar nicht wirklich genießen.

Ich bin der Ansicht, weniger überflüssiger Besitz sorgt automatisch auch für weniger Beunruhigung. Das ist wie Ballast, den man weggibt. Danach schaut man, was man eigentlich wirklich im Leben braucht und nicht braucht. Heutzutage gibt es für fast alles, was man glaubt zu brauchen, Alternativen wie leihen, tauschen und schenken. Nahezu alle Bereiche des Lebens können so abgedeckt werden.

Letztendlich muss man eigentlich nur anfangen und erkennen, dass das ständige Geldverdienen und -ausgeben und die Angst, nicht genug zu besitzen, eine Teufelsspirale sind. Es ist genug für uns alle auf unserem Planeten da, aber nicht, wenn alle so leben wie wir in Europa. Um diesen Hunger nach Ressourcen decken zu können, bräuchten wir drei oder vier weitere Planeten Erde.



Gar nicht für die Tonne! Raphael Fellmer hat das Projekt „Lebensmittel retten“ in Berlin gestartet. Über 800 Betriebe machen schon mit und geben Lebensmittel ab, die nicht mehr verkäuflich, aber noch genießbar sind.

„Geld regiert die Welt?“ Eine kleine Geldreise um den Globus

Aufgesammelt von Lisa Nöckel und Leah Bibi Hanraths Kurmoo

JAPAN

金あれば馬鹿も旦那

Hätte er Geld, wäre auch der Tölpel ein Herr.

(Kane areba baka mo dan'na)

ARABIEN

ليس الغنى غنى النفوس، بل هو غنى النفوس

Wahrer Reichtum ist keine Frage des Geldes, sondern eine Frage der Seele.

TÜRKEI

PARAYI VEREN, DÜDÜGÜ ÇALAR

WER DAS GELD GIBT, SPIELT DIE FLÖTE.

Ein Geschäftsmann unternahm eine Reise. Freunde und Bekannte bestellten, ohne geringsten Vorschuss, jede Menge Ware. Nur ein junger Mann gab ihm paar Groschen und bat ihn, eine Pfeife mitzubringen. Der Geschäftsmann sagte: Du kannst schon jetzt deine Pfeife spielen. Man bekommt also das, wofür man bezahlt hat.

HAITI

Lajan pa gen lode

GELD HAT KEINE ADERN.

„Geld verdirbt den Charakter“, so hört man ja häufig. Das allerdings hält kaum jemanden davon ab, danach zu streben. Darum beschleicht einen schnell das Gefühl, dass dieser Spruch vielleicht nur als kleiner Trost für diejenigen gemeint ist, die eben keines oder nicht viel davon besitzen. Ein schwacher Trost vielleicht. Der Ruf des Geldes jedenfalls ist nicht der allerbeste, aber gilt das auch für andere Länder und Regionen dieser Welt? Um das herauszufinden, haben wir uns auf eine kleine Reise begeben. Wir suchten Sprichwörter und Weisheiten rund ums Geld – aus aller Welt.

USA

TIME IS MONEY

Zeit ist Geld, Benjamin Franklin



Wer den Pfennig nicht ehrt, ist den Zaler nicht wert

Beruhet auf einem Übersetzungsfehler aus dem Englischen. Das Original lautet: »Whosoever the Penny has aired, tell's Thee he's truly weird«, also eigentlich: Wer auch immer den Pfennig lüftet, ist wahrlich seltsam. Der seltsame Brauch, Kleingeld an der frischen Luft zu trocknen, wurde von Mitgliedern der fundamental christlichen Sekte der Quäker (engl. Quaker) betrieben. Angeblich hatten sie eine Bibelstelle entdeckt, in der Gott durch seine Propheten Hisop und Jeffneh vor schimmelligen

Münzen warnte.



ITALIEN

Amor fa molto, il denaro fa tutto

Liebe macht viel, Geld macht alles.



BES BOO GIS, DAY LEB WALLA MUY FEY

Jeder Tag gibt die Gelegenheit für eine Schuld:

Man macht sie oder zahlt sie zurück.

OSTAFRIKA

WISDOM NI UTAJIRI

Weisheit ist Reichtum.





Die Bank für Arme

Geoffrey baut Tische. Hellen eröffnet
ein Geschäft.

Damit entrinnen sie den dunklen
Schatten der Vergangenheit.

von Kirsten Milhahn

Im Norden Ugandas leidet die Dorfbevölkerung noch immer an den Folgen des Rebellenkrieges der „Lord’s Resistance Army“ (LRA). Sie braucht finanzielle Hilfe, doch weil die Menschen dort arm sind, gibt ihnen keine Bank der Welt ein Startkapital. Sie gründen deshalb ihre eigene Bank. CARE unterstützt sie dabei.

„Otem gum“. Aus der Stammessprache der Luo in Uganda übersetzt heißt das so viel wie „Nutze die Chance“. „Otem gum“ – so nennt sich auch eine Gruppe Männer und Frauen aus dem Dorf Anydwe in der Provinz Gulu im Norden des ostafrikanischen Landes. Jeden Mittwoch trifft sie sich im Schatten eines knorrigen Mangobaumes am Rande des Dorfes. Die Dächer der Rundhütten überragen hohes Elefantengras, Kindergelächter hallt von der Ansiedlung herüber. Die Mitglieder hocken auf Bambusmatten unter dem alten Baum am Boden. Zwischen Frauen krabbeln Kleinkinder über bunte Rockschöße. Halblautes Stimmengewirr. Jeder der Anwesenden hält einen kleinen Geldbetrag in der Hand. Den zahlen sie ein in einen verschließbaren Metallkasten, den die Gruppe hütet wie einen Schatz. Mit dem Geld aus der Box erhofft sich jeder unter dem Mangobaum seinen eigenen Weg aus der Armut. Erst vor sieben Jahren ging in Norduganda einer der brutalsten Rebellenkriege in der Geschichte Ostafrikas zu Ende. Joseph Kony’s „Widerstandsarmee des Herren“ tyrannisierte über zwei Jahrzehnte die Menschen in den Provinzen des Nordens. Die religiös getriebenen Rebellenbanden plünderten die Dörfer und töteten ihre Bewohner. Der Krieg hat den Überlebenden alles genommen – Land, Vieh, ein Dach über dem Kopf, die Würde und das Vertrauen in andere. Übrig blieben verbrannte Siedlungen und traumatisierte Seelen.

Eine hoffnungslose Situation? Hier setzt das Konzept der Kleinspargruppen von CARE an: Hilfe zur Selbsthilfe für die Ärmsten im Land. In wöchentlichen Treffen legen Männer und Frauen kleine Geldbeträge zusammen, sparen an und verleihen sich später gegenseitig Kleinkredite gegen Zinsen aus dem Topf ihrer Ersparnisse. Mit einem solchen Darlehen lässt sich ein kleines Geschäft finanzieren: etwa eine Kochnische an der Straßenecke, später vielleicht eine Kuh oder ein Stückchen Land, um Mais oder Kassawa anzubauen. Womöglich reicht das Geld bald auch für ein Haus aus Stein, statt der Rundhütte aus Lehm, für die Ausbildung der Kinder oder gar den eigenen Lebensmittelladen.

Sparen für den Neuanfang

„Die meisten Familien hier brauchen Startkapital, um wirtschaftlich wieder auf die Beine zu kommen“ sagt Bosco Esangu von GWED-G (Gulu Women’s Economic Development and Globaliza-

tion), einer Partnerorganisation, die CARE seit 2009 bei ihrem Vorhaben in Sachen Kleinspargruppen in der Region unterstützt. „Doch keine Bank der Welt würde diesen Leuten ein Darlehen auszahlen. Also zeigen wir ihnen, wie sie ihre eigene Bank gründen und sich gemeinschaftlich in ein besseres Leben sparen.“ Er und seine Kollegen von GWED-G bilden in Gulu Fachleute aus, die Dorfgemeinschaften im Kleinsparen beraten, ihnen zeigen, wie man das richtig macht und wo die Vorteile liegen. Vor drei Jahren hat GWED-G auch geholfen, die Kleinspargruppe „Otem gum“ zu gründen.

Hellen Aloyo ist eine von vier Versammlungsleitern dieser Kleinspargruppe aus Anydwe. Die Witwe und Mutter von fünf Kindern war von Anfang an dabei. Ihre Familie hatte einst Land, eine gut gehende Farm und Vieh. Doch dann kamen die Rebellen, haben ihren Ehemann vom Feld entführt, ihn in eine Uniform gesteckt und zum Kämpfen gezwungen. „Erst ein Jahr später erfuhr ich, dass er im Busch umgebracht wurde“, erzählt die 50-Jährige. „Ein Verwandter, der auch für Kony’s Leute töten musste, brachte mir die Nachricht zusammen mit seiner blutverschmierten Kleidung.“ Danach sei sie mit ihren Kindern in ein Flüchtlingscamp nahe Gulu geflohen und erst vor ein paar Jahren ins Dorf zurückgekehrt, wie viele ihrer Nachbarn, die überlebt haben.

Heute spart Hellen für den Neuanfang, auf ihr erstes, eigenes Geschäft. „Ein Laden voller Lebensmittel und vielleicht sogar schicke Kleider aus Gulu für die Frauen hier in der Siedlung“, sagt sie. Deshalb zahlt sie jeden Mittwoch unter dem Mangobaum einen Geldbetrag in die Box – zwischen 1.000 bis 5.000 ugandische Schilling. Das sind umgerechnet etwa 30 Cent bis 1,40 Euro, je nachdem, wie viel Geld sie gerade entbehren kann. Als Gegenleistung erhält sie ein Sparbuch, in dem jede ihrer Einzahlungen akribisch vermerkt wird. Hellen bekommt dafür Zinsen, abhängig von ihrem Guthaben. Die Ersparnisse werden ihr nach einem Jahr ausbezahlt. „Die allein reichen aber nicht, um wirtschaftlich voranzukommen“, sagt sie. Dafür brauche sie einen Kredit. Wie jedes Mitglied der Gruppe kann Hellen den gemeinschaftlichen Spartopf gegen einen Zinssatz von zehn Prozent beleihen – um eine Summe, die ihre Rücklage auf dem Sparbuch nicht übersteigt.

„Die Zinsen für die Darlehen sind hoch“, sagt Bosco. „Deshalb war es am Anfang nicht leicht, die Dorfgemeinschaften vom Prinzip des Kleinsparens zu überzeugen. Denn Zinsen bilden anders als bei einer richtigen Bank keine Gewinne, sondern fließen zurück in die Gemeinschaftskasse.“ Das Guthaben der Gruppe wächst, am Ende profitiert jeder Einzelne, weil mehr Ersparnisse und Kredite ausbezahlt werden.



Geoffrey Otim lernte das Tischlern in einem Flüchtlingscamp. Heute ist er 26 Jahre alt und Mitglied der Kleinspargruppe „Otem gum“ („Nutze die Chance“). Mit den Darlehen hat er eine Tischlerwerkstatt aufgebaut und spart nun dafür, auch ein Gebäude für seine Tätigkeit zu errichten.

„Die Menschen stehen noch unter Schock“

Der Vorteil liegt auch für Geoffrey Otim auf der Hand. Bereits zehnmal hat er als Mitglied „Otem gum“ beliehen und seine Darlehen zurückgezahlt. Mit dem Geld hat der 26-Jährige zusammen mit einem Freund eine Tischlerwerkstatt eröffnet. Das Handwerk hat Geoffrey als Jugendlicher im Flüchtlingslager bei Gulu gelernt. Das ist zwar längst Vergangenheit, aber heute tauchen nachts immer noch alte Bilder auf, sagt er. „Ich sehe dann das Camp, in dem ich aufgewachsen bin und meinen älteren Bruder.“ Er erinnert sich genau an jene Nacht im Jahr 1996, in der sein jahrelanger Albtraum begann. Rebellen stürmten das Camp, brachen in die Hütten ein und zerrten die Kinder aus ihren Betten. Geoffrey war damals neun Jahre alt. Seinen Bruder haben sie in den Busch mitgenommen und zum Kindersoldaten gemacht. „Mich dagegen haben die Rebellen verschont, weil sie mich für zu jung hielten. Mein Bruder ist nie aus dem Busch zurückgekehrt.“ Und er? Die Angst ist ihm geblieben, und manchmal sei sie einfach wieder da. Zuerst fürchtete er sich davor, selbst als Kindersoldat entführt zu werden, inzwischen ist es die unbestimmte Furcht, den Boden unter den Füßen zu verlieren. Er gehe auch zu den Treffen, um seine Angst zu überwinden, nicht nur, um sein Geld anzulegen.

„Spargemeinschaften sind für viele hier auch eine Form der Gruppentherapie“, sagt Bosco. „In ganzen Landstrichen stehen die Leute noch reihenweise unter Schock.“ Jede Familie in der Provinz Gulu sei vom Krieg betroffen, hätte Mutter, Vater, Brüder oder Schwestern verloren, ehemalige Kindersoldaten in der eigenen Familie, fast alle hätten jahrzehntlang in den Camps gehaust. „Die Menschen verdrängen heute das Grauen, sprechen nicht mehr drüber“, sagt Bosco. In den Spargruppen bräche dann häufig der Damm, sie beginnen zu reden. Nicht selten fließen Tränen, die erleichtern und schon lange hätten geweint werden müssen.

Durch das Sparen lernen die Menschen aber auch, sich wieder gegenseitig zu vertrauen, füreinander da zu sein, indem sie miteinander wirtschaften. Alle Gruppen haben deshalb einen Sozialfonds eingerichtet: Jedes Mitglied zahlt pro Treffen 200 Schilling, etwa fünf Cent. Das Geld wird gesammelt und später an Mitglieder gespendet, die unverschuldet in eine Notlage geraten sind, etwa wenn sie Kranken- oder Schulgeld nicht mehr zahlen können. Das Geld wird aber auch fürs Gemeinwohl verwendet – etwa um Waisenkinder zu unterstützen, die ihre Eltern im Rebellenkrieg verloren haben.

Kollektives Sparen bedeutet jedoch nicht nur soziale Sicherheit, sondern auch soziale Kontrolle. Die Spargruppe „Bedo

Kwiri Pe Yot“, übersetzt „Es ist nicht leicht, klug zu sein“, in der Gemeinde Pawel bei Gulu hat daher ihr ganz eigenes System entwickelt. Unter den 30 Mitgliedern – alle ausnahmslos jung – wechselt noch ein anderer Betrag den Besitzer. Auf ihren Spar-treffen stellen sie drei Plastiktöpfchen in unterschiedlichen Farben neben ihre Metallbox: Blau für die Spareinlage, Grün für die Sozialabgabe und Lila fürs Zuspätkommen. Wer nicht pünktlich zu den Treffen erscheint oder gar unentschuldigt fehlt, zahlt Strafe. Jedes Mal 500 Schilling, etwa 15 Cent.

„Kapital verschafft Macht“

Das Prinzip scheint aufzugehen im Norden Ugandas. Mehr als 90 Kleinspargruppen gibt es bereits im Distrikt Gulu. „Viele Gruppen verfügen mittlerweile über Kapital, das bringt ihnen als Spargemeinschaft Macht“, sagt Bosco. Die Gruppe „Otem gum“ etwa spart jedes Jahr rund drei Millionen Schilling, umgerechnet 850 Euro.

Dass dies wirtschaftliches Potenzial birgt, hat inzwischen vor allem jene Institution begriffen, die diesen Menschen nie einen Kredit gewährt hätte. Die Bank of Africa kooperiert mittlerweile mit CARE und bietet Kleinspargruppen in Uganda kostenlose Sparkonten zum Zinssatz von drei Prozent an. Allein in Gulu haben 187 Sparverbände ein gemeinschaftliches Bankkonto eröffnet, mit einer Gesamtspareinlage von 400 Millionen Schilling, rund 115.000 Euro. Der Vorteil für die Gruppe: Sie erhält zusätzliche Zinsen von der Bank und kann ihr Geld sicher aufbewahren. Nutzen für die Bank: Das Prinzip des Kleinsparens eröffnet der Kreditanstalt einen völlig neuen Pool potenzieller Privatkundschaft. Sie spekuliert schließlich darauf, dass Kleinsparer mit ihren neu eröffneten Geschäften irgendwann gute Gewinne erzielen, um dann ein eigenes Bankkonto zu eröffnen.

Hellen ist ihrem Traum vom eigenen Laden ein ganzes Stück nähergekommen. Sie hat auf dem Marktplatz im Zentrum von Anydwe einen Stand eröffnet. Jeden Morgen um 5 Uhr backt sie daheim Pfannkuchen, die sie neben Tomaten aus dem Garten und getrockneten Fischen vom Großhändler verkauft. An guten Tagen nimmt sie bis zu 15.000 Uganda-Schilling ein, etwa vier Euro. Ein Teil davon bleibt ihr zum Sparen. Und sie will bald schon den nächsten Kredit aufnehmen. Erst mal für ein Stück Land, das sie pachten will, um Reis und Kassawa für den Markt anzubauen. Und auch Geoffrey Otim sieht seine Chance: „Ich kann mir Geld leihen, und es hängt allein von mir ab, was ich daraus mache.“ Er fertige seine Möbel und Tischplatten zwar noch unter freiem Himmel, aber die Werkstatt habe er schon in Aussicht und auch die Kundschaft wachse.



Hellen Aloyo zeigt stolz ihre Sau, die sie damals vom ersten Ersparten kaufte. Sie ist eine von vier Versammlungsleitern sowie Gründungsmitglied der Kleinspargruppe „Otem gum“ aus dem Dorf Anydwe in der Provinz Gulu in Norduganda. Heute verkauft sie auch Tomaten, Fische und Gebäck auf dem örtlichen Markt. Ihr nächster Plan: ein Lebensmittelladen oder ein Geschäft für Kleidung.

Keine Kohle für die Kohle?

Dass der Klimawandel unsere Erde bedroht, weiß inzwischen jedes Kind.
Aber wie kann man ihn abbremsen?

von Sven Harmeling



Ein Mann arbeitet in einer Kohlemine in Indien. Die Kohle gilt als schmutzigster fossiler Energieträger, bei ihrer Verbrennung werden im Vergleich zu Erdgas oder Öl besonders viele Emissionen des Treibhausgases CO² freigesetzt.

Sahelzone, westliches Afrika: Der Regen bleibt aus, die Dürre zerstört Ernten und bringt Hunger. Philippinen, südliches Asien: Der stärkste je gemessene Wirbelsturm trifft den Inselstaat mit unvorhergesehener Wucht. Peru, Südamerika: Im Andenhochland schmelzen die Gletscher und verursachen Lawinen und Erdbeben. Der Klimawandel zeigt sich schon heute in vielen Weltregionen. Und am meisten betroffen sind die Ärmsten der Armen, die am wenigsten dazu beigetragen haben. CARE ist an vielen Projekten beteiligt, die die Menschen in Entwicklungsländern dabei unterstützen, sich den Klimafolgen anzupassen. Doch die Wissenschaft sagt auch klar: Anpassung allein reicht nicht. Mehr Klimaschutz ist notwendig, um die globale Erwärmung unter dem Limit zu halten, das als gefährlich für die gesamte Menschheit eingestuft wird.

Die Kohle gilt dabei als schmutzigster fossiler Energieträger, werden bei ihrer Verbrennung im Vergleich zu Erdgas oder Öl doch besonders viele Emissionen des Treibhausgases CO₂ freigesetzt. Daher ist dieser Energieträger beim Umbau des Energiesystems hin zu erneuerbaren Energien auch differenziert zu betrachten. Das CO₂ – zusammen mit anderen Treibhausgasen – sammelt sich in der Atmosphäre an und sorgt dafür, dass weniger Wärme in den Weltraum entlassen wird. Es ist mittlerweile wissenschaftlich erwiesen, dass der Mensch mit seinem weltweiten CO₂-Ausstoß das Klima massiv beeinflusst. Auch in Deutschland produzieren noch viele Kohlekraftwerke schmutzigen Strom. Der Ausbau der erneuerbaren Energien, also von Strom, der durch Sonne, Wasser oder Wind erzeugt wird, setzt sie allerdings zunehmend unter Druck. Zudem gibt es immer stärkere Proteste gegen die Erschließung neuer Braunkohletagebaue.

In Entwicklungsländern wird häufig argumentiert, dass Kohlestrom billig sei und daher alternativlos, wenn arme Regionen sich entwickeln wollen – denn das geht nur mit Strom. Doch es zeigt sich auch immer wieder, dass die Nutzung von Kohle verhindert, dass sauberere, erneuerbare Energietechnologien wie die Solarkraft ausgebaut werden. Dabei wären diese insbesondere für die ärmeren Bevölkerungsgruppen eine große Chance. Den in Entwicklungsländern geht der Abbau des Rohstoffs Kohle häufig mit schwerwiegenden Menschenrechtsverletzungen, gewaltsamen Konflikten, Vertreibungen, ausbeuterischen Arbeitsbedingungen und Umweltzerstörung einher.

Ganz schön teuer, diese Kohle

Doch was hat die Kohle für den Strom mit der anderen Kohle, also dem Geld in unseren Händen, zu tun? Ganz einfach: Der Abbau von Kohle, aber auch der Bau und Betrieb von Kohle-

kraftwerken verschlingt große Mengen Geld. In Deutschland können dies Milliardensummen allein für ein einziges Kraftwerk oder einen Tagebau sein. Damit Unternehmen in solche Projekte investieren, müssen sie zum einen darauf vertrauen, dass ihre Produkte, also die Kohle selbst oder auch der daraus hergestellte Strom, über viele Jahre gekauft werden, damit sich die Investition bezahlt macht. Daher üben manche Unternehmen Druck auf die Politik aus, entsprechende Zusicherungen zu machen, dass Kohle noch lange genutzt wird. Aber wir können das Klima nicht wirkungsvoll schützen, wenn auf Jahre oder Jahrzehnte hinaus weiter Kohle abgebaut und verfeuert wird. Zum anderen müssen sich die Unternehmen meist Geld für ihre Kohleaktivitäten leihen, zum Beispiel von Banken, das sie dann über Jahre oder Jahrzehnte zurückzahlen. Hier kommen also zwei zusammen: die, die das Geld benötigen, und die, die das Geld verleihen.

Woher haben die Banken das Geld für solche Investitionen? Zum Beispiel von jedem Einzelbürger, der Geld auf einem Sparkonto liegen hat. Oder auch von Menschen, die für die Altersvorsorge in Rentenversicherungen investiert haben. Es gibt auch große Staatsfonds, die Gelder des Staates investieren und damit Zinsen und Gewinn erwirtschaften wollen, etwa für zukünftige Pensionen der Beamten. Wenn nun der Klimaschutz immer wichtiger wird, und immer mehr Banken sagen würden, sie verleihen nur noch Geld für klimafreundliche Energieprojekte, dann brächte die Kohle bald keine Kohle mehr. Und es bedeutet auch: Wer heute noch in klimaschädliche Projekte investiert, der setzt sich selbst finanziellen Risiken aus. Denn wenn der wirklich notwendige Klimaschutz umgesetzt wird, ist mit Kohle immer weniger Geld zu verdienen.

Es tut sich was – lokal und global

Genau hier setzt eine Bewegung an, die zurzeit in den USA immer mehr an Bedeutung gewinnt und gerade auch von jungen Menschen befördert wird: „fossil fuel divestment“, was auf Deutsch so viel heißt wie „Investitionen aus fossilen Energien abziehen“. Auf Druck vieler Studierender und mit Unterstützung von Klimaorganisationen wie 350.org haben zum Beispiel bereits einige namhafte Universitäten angekündigt, ihre Geldmittel nicht mehr in fossile Energien zu investieren oder dies zumindest zu überprüfen. Bei amerikanischen Universitäten kann es dabei durchaus um hohe Milliardensummen gehen. Auch an einigen deutschen Universitäten, etwa in Münster, mehren sich die Stimmen gegen klimaschädliche Anlagen. Der norwegische Pensionsfonds, der mit Finanzmitteln von mehr als 850 Milliar-

den US-Dollar als der größte Pensionsfonds der Welt gilt, hat vor Kurzem, auch auf Druck von Investoren und Umweltorganisationen, entschieden, wesentlich stärker in erneuerbare Energien zu investieren. Immer mehr Akteure schließen sich dieser Entwicklung an. Der Weltrat der Kirchen, eine Vereinigung, der weltweit rund 600 Millionen Menschen angehören, hat im Juli 2014 beschlossen, Anlagen aus fossilen Energien abzuziehen. Denn wenn der Klimawandel und damit die fossilen Energien, insbesondere die Kohle, als eine der größten Bedrohungen unserer Zeit anzusehen sind, ist es ethisch und moralisch nicht vertretbar, an ihrer Ausbeutung zu verdienen. Die Vereinigung von Ärzten in Großbritannien hat sich dem angeschlossen, vor allem aufgrund der zunehmenden Gesundheitsrisiken des Klimawandels und der fossilen Energieversorgung. Auch der weltbekannte ehemalige südafrikanische Erzbischof Desmond Tutu hat zu einer Boykott-Kampagne aufgerufen. Er erhofft sich eine ähnliche gesellschaftliche Mobilisierung wie gegen das Apartheid-Regime in Südafrika, das Anfang der 1990er-Jahre schließlich zusammenbrach. Derweil werden weiterhin deutsche Steuergelder in Kohle investiert. Wenngleich Deutschland zu den wichtigsten Förderern von erneuerbaren Energien und Klimaschutz in Entwicklungsländern gehört, finanziert die staatliche Kreditanstalt für Wiederaufbau (KfW) neben vielen Solar- und Windprojekten nach wie vor auch Kohleprojekte.

Hinsehen, handeln!

Es gibt viele Wege, zum dringend notwendigen Klimaschutz beizutragen. Die Politik hat die Aufgabe, hilfreiche Rahmenbedingungen zu setzen, damit sich klimafreundliche Technologien immer mehr durchsetzen. Jeder und jede Einzelne können konkret Energie einsparen und grünen Strom beziehen. Und wir können Organisationen unterstützen, die Menschen in Entwicklungsländern bei der Anpassung an den Klimawandel helfen, so wie CARE es tut. Aber zudem hilft es auch, keine „Kohle“ für die Kohle bereitzustellen. Bei der Auswahl einer Bank für ein Girokonto oder dem Anlegen von Ersparnissen kann bereits auf Klimaschutz geachtet werden. Es gibt mittlerweile auch renommierte Banken, die gezielt in Klimaschutz investieren und keine Investitionen in Kohlekraftwerke unterstützen. Wer sich eine private Altersvorsorge aufbauen möchte, findet immer mehr „grüne“ Optionen. Und auch große Finanzinvestoren nehmen Unternehmen immer kritischer unter die Lupe, inwieweit diese an der Ausbeutung fossiler Energien und der Befuerung des Klimawandels mitverdienen. Mehr Kohle für den Klimaschutz, und keine mehr für die Kohle? Hierzu kann jeder seinen Beitrag leisten.



Hartz IV auf sambisch

Arm, aber sozial: Selbst in einigen Entwicklungsländern erhalten Menschen Unterstützung vom Staat.

von Ninja Taprogge

Wie heißt es so schön: Ohne Moos nichts los. Ohne Geld im Portemonnaie bleibt der Magen leer. Das ist fast überall auf der Welt gleich. Wer überleben will, braucht ein monatliches Einkommen, ob selbst erwirtschaftet oder vom Staat finanziert. Das ist nicht immer einfach. Denn seit den 1990er-Jahren sind Arbeitsmärkte härter umkämpft und unsicherer geworden. Das zeigt sich auch auf dem Papier. In Deutschland erhält laut dem Statistischen Jahrbuch 2013 rund jeder elfte Bundesbürger sogenannte Mindestsicherungsleistungen, also etwa Arbeitslosengeld oder Sozialhilfe. Das sind immerhin mehr als 7,3 Millionen Menschen. Aber Deutschland ist nicht der einzige Staat, der seinen Bürgern finanziell unter die Arme greift. Auch aus anderen Ländern sind Systeme zur Existenzsicherung von Familien nicht mehr wegzudenken.

Neben vielen westlichen Staaten gehören dazu auch Entwicklungsländer wie etwa Vietnam, Mosambik, Jemen oder Sambia. Doch dort funktioniert Sozialhilfe anders als in Deutschland und anderen wirtschaftsstarken Regionen. Viele Entwicklungsländer

haben noch keine flächendeckenden Programme zur finanziellen Unterstützung der ärmsten Gesamtbevölkerung aufgebaut, sondern konzentrieren die Hilfe auf bestimmte Gebiete. In Mosambik wird Sozialhilfe nur in städtischen Umgebungen ausgegeben. In Vietnam gibt es statt monetären Auszahlungen eine kostenlose Krankenkassenkarte für einige arme Bevölkerungsgruppen. Dennoch erweist sich Sozialhilfe auch in Entwicklungsländern zunehmend als eine wirksame Methode zur Armutsbekämpfung.

Das haben auch staatliche Institutionen und Hilfsorganisationen erkannt, die Entwicklungsländer in der Umsetzung ihrer Programme unterstützen. Seit 2003 etwa arbeitet die Deutsche Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ) eng mit der sambischen Regierung zusammen, um Sozialhilfe in verschiedenen Regionen des Landes fest zu verankern. Obwohl die aufstrebende Demokratie im südlichen Afrika laut der Weltbank mittlerweile zu den Ländern mit niedrigem mittleren Einkommen gehört und sich die wirtschaftliche Lage in den vergangenen Jahren stetig verbesserte, leben immerhin mehr als 60 Prozent der Menschen in Sambia unterhalb der Armutsgrenze. Im Klartext: Sie kämpfen mit weniger als einem Euro pro Tag ums Überleben.

Sozialhilfe spart Geld

Das sogenannte „Social Cash Transfer Programme“, die sambische Sozialhilfe, setzt genau an dieser Stelle an. Das Pilotprojekt unterstützt besonders bedürftige Familien, die nur begrenzt selbsthilfefähig sind. Das sind Menschen, die am Rande der Gesellschaft leben, weil sie kaum oder gar nicht am ökonomischen Fortschritt teilnehmen können, etwa weil sie mit HIV/Aids leben, Waisen oder körperlich behindert sind. Rund zehn Prozent der ärmsten Haushalte in vier Regionen im Süden und Osten des Landes erhalten von der Regierung alle zwei Monate Bargeldauszahlungen in Höhe von 140 sambischen Kwacha – das sind umgerechnet etwa 17,50 Euro.

„Jede Familie, die in Sambia Sozialhilfe erhält, kann selbst entscheiden, wie sie das Geld investieren möchte“, erklärt CARE-Mitarbeiter Alfred Chibinga. „Das ist ein guter Ausgangspunkt, besonders für Menschen, die von der Landwirtschaft leben und ohne Zugang zu Wasser und Dünger auf die Beschaffenheit der Erde ihres Grundstückes und die Regenzeit angewiesen sind. Denn sie wissen schließlich selbst am besten, was sie brauchen.“ Die Sozialhilfeempfänger werden über einen Zeitraum von drei Jahren vom Staat unterstützt, ein streng geregeltes Auswahlverfahren, in das jede einzelne Dorfgemeinde der ausgewählten Regionen involviert ist, hilft dabei, die bedürftigsten Familien

zu bestimmen. Damit wird sichergestellt, dass es keine Konflikte gibt, denn schließlich kann nicht jeder, der eigentlich bedürftig ist, von der Sozialhilfe profitieren.

Viele Menschen konnten durch die Bargeldauszahlungen Nahrungsmittel kaufen, um ihr Überleben zu sichern. Einige Familien hatten sogar die Möglichkeit kleine Hühnerfarmen zu errichten, ihre Felder nachhaltiger zu bestellen oder ihre Häuser stabiler zu bauen. „Das Sozialhilfe-Programm des Staates hat sich als günstigere Methode herausgestellt, um Menschen zu helfen. Dank des Geldes können seitdem teure Transportkosten für Hilfsgüter gespart werden“, so der 43-jährige CARE-Mitarbeiter Chibinga. „Bereits wenige Wochen nach der Einführung des Programms zeigten sich erste Erfolge. Die Gesundheit der Menschen verbesserte sich und wesentlich mehr Familien konnten ihre Kinder zur Schule schicken.“

Ein nachhaltiger Weg aus der Armut

Doch als im Jahr 2006 die staatliche Hilfe für die ersten Zahlungsempfänger auszulaufen drohte, standen viele Familien vor der Frage, wie sie nach der Unterstützung weitermachen und genügend Geld zum Überleben aufbringen sollten. CARE sprach sich mit der sambischen Regierung ab und führte schließlich das Erfolgsrezept gegen Armut, die Kleinspargruppen, auch für Empfänger der sambischen Sozialhilfe ein. Als Ergänzung zu den Bargeldauszahlungen dienen die Kleinspargruppen dazu, finanzielle Rücklagen zu schaffen und helfen so den Mitgliedern dabei, ihre Ausgaben langfristiger zu planen. Bislang konnte CARE bereits mehr als 10.000 Sozialhilfeempfänger in Sambia mit Kleinspargruppen erreichen. „Die Kombination von Bargeldhilfen und Kleinspargruppen ist für Familien in Sambia ein nachhaltiger Weg aus der Armut. Wenn die staatliche Unterstützung ausläuft, haben arbeitsfähige Menschen durch die Kleinspargruppen so viel Geld angespart, dass sie ihr Überleben selbstständig sichern können“, so Chibinga. „Selbst Kinder lernen, was es heißt, zu sparen. Und bei vielen Familien ist das Ansehen innerhalb der Gemeinden gestiegen, weil sie sich ihre eigene Einkommensmöglichkeit geschaffen haben.“

Anders als im etwa 7.346 Kilometer weit entfernten Deutschland ist Sozialhilfe in Sambia vor allem positiv besetzt. Das Geld bietet Frauen und Männern eine große Chance, ihre Familien aus der Armut zu befreien. Mehr noch: Dort, wo Sozialhilfe geleistet wird und CARE-Kleinspargruppen existieren, nimmt die soziale Ungleichheit ab und die Familien werden unabhängiger. Manchmal braucht es eben nur ein wenig Unterstützung, eine helfende Hand, damit Menschen dem Kreislauf der Armut entkommen.

Und wer schreibt eigentlich für CARE?

Das Autorenteam von CARE affair



SABINE WILKE

ist Pressesprecherin bei CARE, wollte als Kind nicht in Geld, sondern in Zitronenquark baden.



MERLIN KEGEL

Bundesfreiwilliger bei CARE, arbeitet bis heute mit eher mäßigem Erfolg an dem Zauberkolben, Geld regnen zu lassen.



THOMAS KNOLL

Referent für Ehrenamt und Schulen bei CARE, hat in sei-

ner Jugend sein Taschengeld schwerpunktmäßig in Schallplatten und CDs angelegt. An den Folgen hat er bis heute bei jedem Umzug zu tragen.



JOHANNA MITSCHERLICH

arbeitet als Medienkoordinatorin für CAREs Syrienhilfe. Flüchtlinge zeigen ihr tagtäglich, wie schnell man Geld verlieren kann. Was man im Kopf hat hingegen, kann einem keiner nehmen.



SANDRA BULLING

ist Medienkoordinatorin bei CARE International. Im Südsudan hat sie erlebt, dass Geld ganz schön stinken kann. Nach einer zweiwöchigen Reise während der Regenzeit müffelten ihre südsudanesischen Pfund wie schimmelige Äpfel.



KIRSTEN MILHAHN

Journalistin, hält es für ein großes Privileg, ihr Geld mit dem zu verdienen, was sie am liebsten tut – Geschichten aufschreiben.



RENÉ SCHIRMER

ist Bankkaufmann und CARE-Spenderbeirat, möchte gern in Gold aufgewogen werden.



SVEN HARMELING

CARE-Klimapolitik-Experte, fragt sich, warum es so viele Begriffe (Kohle, Zaster, Kne-

te, Asche, Moneten) für Geld gibt. Und für Glück nur einen.



PHILIPP HEIDEMANN

Journalist, war schon mal Millionär. Leider nur in Somaliland mit somaliländischen Schillingen.



NINJA TAPROGGE

ist Referentin für Medien und Online-Kommunikation bei CARE. Als Kind machte sie den Geschmackstest: Münzen schmecken genau wie Batterien.

CARE engagiert sich mit rund 9.000 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in 90 Ländern für die Überwindung von Armut, Hunger und Krankheit. In der Nothilfe und Entwicklungszusammenarbeit blickt CARE auf 69 Jahre Erfahrung zurück. CARE hat Beraterstatus bei den Vereinten Nationen und hilft unabhängig von politischer Anschauung, religiösem Bekenntnis oder ethnischer Herkunft. CARE ist Mitglied des Deutschen Spendenrates und verpflichtet sich den Standards der Initiative Transparente Zivilgesellschaft. 2012 belegte CARE den 2. Platz beim Transparenzpreis der Wirtschaftsprüfungsgesellschaft PricewaterhouseCoopers.

Dieses Magazin wurde herausgegeben von CARE Deutschland-Luxemburg,
vertreten durch den hauptamtlichen Vorstand: Karl-Otto Zentel, Stefan Ewers

Fotonachweise

Titelbild Jens Mennicke, U2 – U3 Jens Mennicke, S. 7 – 14 Dmitry Zakharov, Jens Mennicke, Turbosquid, S. 20 Josh Estey, S. 22 – 23 Josh Estey/Dan Alder, S. 25 Science Photo Library (Corbis), S. 26 Wikipedia, S. 27 Hoberman Collection (Corbis), S. 28 picture alliance (akg-images), S. 29 picture-alliance (HIP), S. 30 – 34 Cyril le Tourneur d'Ison, S. 35 Dmitry Zakharov, Jens Mennicke, Coboide, S. 39, 42 Magdalena Hiermer, S. 45, 47, 48 Andrea Friedel, S. 58 Bojangles Photography (Getty Images), S. 61 – 64 Johanna Mitscherlich/Harry Chun/Adel Sarkozi, S. 68 – 69 Fotolia, S. 70, 73 www.raphaelfellmer.de, S. 76, 79, 81 Anne Ackermann, S. 82 Suzanne Lee (Panos), S. 84 Olegmit (Dreamstime.com)

Produktion

Projektleitung: Sabine Wilke (wilke@care.de)

Redaktion: Sabine Wilke, Ninja Taprogge, Michael Buttler, Merlin Kegel

Autoren: Johanna Mitscherlich, Thomas Knoll, Sandra Bulling, Sven Harmeling, Kirsten Milhahn, Philipp Hedemann, René Schirmer

Gestaltung: Studio Jens Mennicke (studio@jensmennicke.de)

Art Direction: Jens Mennicke

Lithografie: Henning Krause

Druck: Imprimerie Centrale, Luxemburg

Kontakt

Hauptgeschäftsstelle

Dreizehnmorgenweg 6, 53175 Bonn

Tel.: 0228-9 75 63-0, Fax: -51

E-Mail: info@care.de

Internet: www.care.de

CARE in Luxemburg a.s.b.l.

43, Bd. Du Prince Henri, L-1724 Luxembourg

Tel.: +352 26 20 30-60, Fax: -91

E-Mail: info@care.lu

Internet: www.care.lu

Spendenkonto

4 40 40 Sparkasse KölnBonn, BLZ 370 501 98

IBAN: DE 93 3705 0198 0000 0440 40

BIC: COLSDE33

www.care.de/spenden



Wir danken der Imprimerie Centrale, Luxemburg sowie Boehringer Ingelheim für die freundliche Unterstützung dieses Magazins.

IMPRIMERIE CENTRALE



www.careaffair.de

Texte und Abbildungen unterliegen dem Copyright von CARE Deutschland-Luxemburg – Copyright © 2014. CARE® und das CARE Paket® sind eingetragene Warenzeichen von CARE.

Dieses Heft wurde auf chlorfrei gebleichtem Papier aus nachhaltiger Forstwirtschaft gedruckt.



FRANCS GUINEENS
CING MILLE
MARS 1960
0957575XK

Lea dinara
200

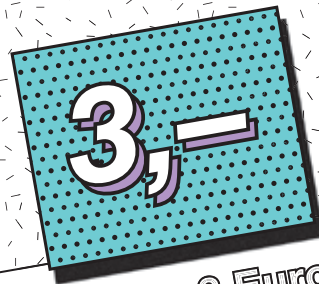
5000
Banque Centrale
4253079

BV0896610
پاک روپیہ
پانچ سو روپیہ
جمہوریہ پاکستان
تمتاد اختر
بینک دولت پاکستان
5

FRANCS CFA
1000
12624221156 K
BANQUE CENTRALE
DES ETATS DE L'AFRIQUE DE L'OUEST

12624221156

ped by the



Wenn Du 3 Euro spendest,
wissen wir, dass Dir das Heft
gefallen hat.

Online unter: www.care.de/spenden

